XX. Jahrg. Berlin, den 18. November 1911. Nr. 7.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.



Berlin, den 18. November 1911.

Beifall links!

Am neunten Novembermittag hat im Reichstag die „Besprechung der deutsch-französischen Abkommen vom vierten November 1911, betreffend Marokko und Aequatorialafrika“ begonnen. Diesen Termin hatte Herr von Bethmann-Hollweg gewünscht. Nur wer den Mann noch immer nicht kennt, noch immer nicht einsieht, daß hier das Unzulängliche Ereigniß ward, kann darüber staunen, daß schon dieser Wunsch aus blindem Unverständniß des Nothwendigsten kam. Wenn im Reichstag, wie im Sternenkreise strebsamer und um ihre Dividende besorgter Aktiendirektoren, Leute gewesen wären, die den Novemberabschluß als einen Erfolg deutscher Staatskunst buchen wollten: am Neunten durften sie diese Absicht nicht entschleiern. Nicht, ehe der Tag verdämmerte, an dem die pariser Deputirtenkammer über die Verträge abgestimmt hatte. Lautes Lob in Berlin: und die Feinde des Ministeriums Caillaux stürmten, in buntem Haufen, ans Ziel. Ein in Wallots Haus als dem Deutschen Reich nützlich gepriesener Vertrag wäre ungefährdet nicht durch den Bourbonenpalast zu bringen gewesen. Herr Jules Cambon, der seit dem Maimond sich der Firma Bethmann & Kiderlen (in Liq.) so thurmhoch überlegen zeigt, hat auch diesmal richtig gerechnet. „Zuerst der Reichstag; dann (da einstweilen noch kein halbwegs Ansehnlicher den Muth haben wird, den elenden Kram als etwas Glorioses auszubrüllen) haben wir die ersehnte Kammerstimmung und weder Clemenceau noch Paul Leroy-Beaulieu, weder Hanotaux noch Maurras sind uns gefährlich. Dann kann Caillaux, der sich so gern

in die Rolle eines von Blut nicht befleckten Bonaparte träumt, auf den Groll und Grimm der Deutschen weisen und seine Mehrheit noch einmal zusammenpeitschen.“ Der Herr, der, dem Reich zu fortzeugendem Unheil, den Titel des Kanzlers trägt, hat sich selbst in eine Lage gebracht, in der jeder Lobspruch einer starken Fraktion seiner Sache schaden mußte. Wäre in ihm nur das kleinste Aederchen, der winzigste Blutstropfen eines Staatsmanns, so hätte er der Republik den Vortritt gelassen. Vor allzu stürmischem Jubel über den auf dem weiten Rund der Erde verhöhnten deutschen Rückzug hätte politischer Instinkt und Takt die pariser Diätarien gewarnt; und mindestens eine gewichtige Stimme wohl auch beklagt, daß die Regirung der Republik die Drohgeberde von Agadir nicht mit sichtlicherer Willenskraft abgewehrt habe. Dann konnte unser Hofdragoner sich in die Brust werfen und fragen: „Jauchzen die Franzosen etwa? Die sind, Ihr hörts, gar nicht so sehr zufrieden. Ists drum nicht vernünftiger, jetzt, da der Vertrag drüben angenommen, also fürs Erste doch nichts mehr zu ändern ist, zu thun, als sei unsere Arbeit bescheidenen Lobes würdig?“ Selbst überschwingendes Lob vermochte dann ja nicht mehr zu schaden. Herr von Bethmann sieht nicht, hört nicht, riecht nicht, schmeckt nicht. Ein Aktenstück in Großfolio. Buß- und Bethmann des Deutschen Reiches. Wenn er irgendeinen annoch verborgenen oder unterschätzten Vortheil in günstiges Licht ziehen konnte: vor dem Spruch der Pariser durfte ers nicht; durfte in die Seelen der Deputirten nicht Mißtrauen säen. (Und läßt sein Gesinde morgen vielleicht die Mär herumtragen: „So ist er; immer streng sachlich; nie auf Applaus bedacht; will lieber gescholten sein als in Paris das Schicksal des Vertrages gefährden.“ Als Lindequists Gewissen in aufgährendem Ekel den Reichsdienst gekündigt hatte, liefen ja Vertrauensmänner des Auswärtigen Amtes geschäftig umher und wisperten: „Haben wir gedeichselt, um Caillaux zu retten! Einen Vertrag, den der deutsche Kolonialsekretär so spottschlecht findet, schlucken die Pariser wie Trüffelpoularde und ahnen nicht, wie ihre Magennerven darunter leiden werden. Ist das Ding von uns nicht fein gedreht worden?“ Ein Segen, daß all diese Mätzchen, all diese Versuche, die Abwässer der cloaca maxima ins Empfinden deutscher Nation zu leiten, unwirksam bleiben. Der schwäbische Reichsschädiger mag auch fortan, durch bekannte Schall-

trichter, täglich zwei- oder dreimal zu den Lesern des Berliner Lokalanzeigers sprechen und seine Gegner für widerlegt, für unrettbar vernichtet erklären: er schwitzt vergebens. Das Volksbewußtsein läßt ihn nicht über die Schwelle. Ist er so schlau, wie sein Lehrer Holstein glaubte, dann pfeift er die unnützliche Meute jetzt zurück. Ne quid nimis! Sonst zwingt er die Kundigen, der kaiserlichen Residenz zu erzählen, wie man, mit welchen Mitteln und Sozien, Oeffentliche Meinungen herzustellen versucht.) Ein politischer Kopf durfte, als Anwalt der Regirung, nicht wünschen, daß am neunten, zehnten, elften November im Reichstag über die Verträge gesprochen werde. Herr von Bethmann hat diesen Termin gewollt.

Der bot freilich einen Vortheil. Der Reichstag konnte noch nicht aus gründlicher Sachkenntniß urtheilen. Konnte nicht. Der franko-deutsche Meinungaustausch über Marokko wird in diesem Sommer zehn Jahre alt. Am dreiundzwanzigsten Juni 1901 hat der Deutsche Botschafter Fürst Radolin am Quai d'Orsay, beim Diplomatenempfang, den Minister Delcassé gefragt, ob Frankreich, wie in mancher Zeitung zu lesen sei, das Protektorat über Marokko erstrebe, und die unzweideutige Antwort erhalten: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt werden soll, daß die Republik, als Herrin von Algerien und Tunesien, in Marokko den Vorrang haben und sich wahren muß, so scheint mir damit etwas Selbstverständliches ausgedrückt zu sein.“ Der Vertreter des Deutschen Kaisers, des Deutschen Reiches hat erwidert: „Was Sie da sagen, ist vollkommen richtig; und über diesen Stand der Dinge herrscht ja auch nirgends ein Zweifel.“ (Documents diplomatiques. Affaires du Maroc. 1901—1905. No. 18.) Der Inhalt des Gespräches ist, auf ministerielle Weisung, durch den Botschafter Marquis de Noailles in der Wilhelmstraße mitgetheilt und die von Radolin klar, bedingunglos ausgesprochene Anerkennung des französischen Vorrechtes von Berlin aus nicht eingeschränkt worden. Wer seit dieser Zeit nicht jede Phase des Haders aufmerkend beobachtet, nicht die Geschichte der madrider Konferenz (1880) studirt, nicht alles zugängliche Material fleißig durchforscht und so die dem Menschenblick erreichbare Klarheit über die Thatbestände erlangt hat, Der braucht Wochen, um sich zunächst die Wissensgrundlage zu schaffen, von der aus ein haltbares Urtheil über den Werth der neuen Verträge erst möglich wird. Dem Reichs-

tag, in dem nicht ein einziger Spezialist für internationale Angelegenheiten sitzt, blieben zwei Tage. Die „Begründung" des Kolonialabkommens war ihm am neunten Novembermorgen zugegangen. Von den fünf Schriftstücken, die das Doppelabkommen umfaßt, lagen nur zwei ihm, die Vertragstexte, vor. Die beiden erläuternden Briefe (lettres explicatives), in denen das französische Protektorat von der deutschen Regirung ausdrücklich anerkannt wird, den Pachtvertrag, der den Franzosen das Recht auf militärische Etapen in Nordkamerun sichert, das über Spaniens Westkolonien Vereinbarte: keins der (wichtigen) annexes hatte der zum Urtheil berufene Reichstag vor dem Auge. Nimmt er solche Ungebühr hin, läßt sich wie einen unzuverlässigen Bengel behandeln, dessen Geschrei man zwar dulden muß, dem man aber nicht Alles sagen darf: seine Sache. Draußen muß man sich mit der Gewißheit begnügen, daß der Deutsche Reichstag über die bedeutsamste Angelegenheit, mit der er sich seit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses zu beschäftigen hatte, ohne irgendwie zureichende Sachkenntniß geurtheilt und daß ihn der Reichskanzler, durch Terminswahl und Materialbeschränkung, gehindert hat, die zu ernstem Urtheil nöthige Thatbestandskunde zu erwerben.

Durch Terminswahl, Materialbeschränkung und durch zwei Reden, die er, höchstselbst, vom Stapel der Zähne ließ. „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerlich flache Ambition sind seine tiefsten Motive. Er läßt sich von dem faux-brillant seines in der Schweiz geborenen, in Paris gefirnißten Schwiegersohnes P. imponiren und beherrschen. P. ist einer der bestplattirten Hohlköpfe, die mir je vorgekommen sind. Schnelles Sprechen, dreister Applomb im Behaupten und gutes Französisch haben der Mehrzahl der Deutschen noch immer imponirt; nehmen Sie dazu viel Geld, weitgereist, Gesandter gewesen, Graf noch jetzt, blasirt, mit den ersten Europäern persönlich bekannt und mit einer leichten Abfärbung von Kirche, Salon, Wissenschaft und Bordell am Leibe: wie sollte Der einen Deutschen Michel von bonner Gelehrten nicht mit dem mäßigsten Grade von Schmeichelei dahin bringen, die Welt für frank zu halten, so lange dieser Schwiegersohn nicht Minister ist?" Das schrieb, aus Frankfurt, Bismarck an Gerlach. Ueber Moritz August von Bethmann-Hollweg. Der Kasus Theobald liegt nur ein Bischen

anders. Nicht mehr wie im Februar 1910. Da wurde Denen, die ihn, allzu rauh, schalten, hier zugerufen: „Lasset ihm wenigstens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann!" Da mußte man dem fleißigen und redlichen Pedanten zutrauen, daß er seine Unzulänglichkeit früh erkennen und den Kaiser bitten werde, ihn Aemtern zu entheben, die den Willen und das Vermögen eines Schöpfergeistes fordern und ohne Augenmaß, ohne Sinn für Resonanz nicht nützlich auszufüllen sind. Noch im Juni 1910 sagte ich: „Herr von Bethmann hat nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Ueberall hört der Lauscher das selbe Urtheil: Unmöglich; auch von Denen jetzt, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen . . . Wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren. Damals hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzug merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfste sie spüren muß; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Existenz eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Eine Möglichkeit bleibt diesem Mann, seinen redlichen Beamtensinn für den Reichsdienst zu nützen; eine: er kann aus dem Pflichtenkreis scheiden, in dem nur der von muthigem Schöpfergeist bediente Herrnwille zu wirken vermag." Im November 1911 könnte nur ein träumender Knabe noch dem Herrn von Bethmann solchen Entschluß zutrauen. Der ist weit vom Weg zur Selbsterkenntniß abgeirrt. Der hat die höchste Stufe der Selbsteinschätzung erklettert. Der möchte der Schlange lieber jetzt als dem Täublein ähneln. Die ihn im Herbst gehört hatten, rangen die Hände. Der Versuch, für eine andere Auffassung politischer Bedürfnisse ihm das innere Auge zu öffnen, biete genau die selbe Erfolgschance wie der, einen steinernen Gartentisch Trigonometrie zu lehren. Die Fähigkeit zur Selbsttäuschung über Wesenswerth und Amtsleistung müsse auch den freundlich Horchenden erschrecken. Alle von ihm abgehalfterten Minister, Staatssekretäre, Botschafter waren unbrauchbar oder unlauter. Alles, was er gethan hat, wird, spätestens, der Nachwelt als richtig einleuchten. Marokko? Das hat uns Bülow verdorben. (Der,

in dem Wahn, ein für den zweiten Platz Tauglicher müsse sich auch auf dem ersten mit Anstand halten, dem Kaiser die Ernennung dieses Nachfolgers abschmeichelte und in den Reden und Schreiben der Inspirirten jetzt den Dank vom Hause Bethmann spüren mag.) Nur Bülow. Doch was zu retten war, hat der fünfte Kanzler gerettet. Er; nicht etwa Kiderlen. Der war nur Werkzeug; wurde aus Hohenfinow, durchs Telephon, Tag vor Tag genau instruirt. Die Volksmeinung ist dagegen? So muß es sein; wars immer, wenn der Genius neue Himmel erschloß. „Warten Sie nur ab: die Leute werden schon einsehen, daß ich im Recht bin und für das Reich erstritten habe, was nach Bülows bedauerlichen Fehlern irgend noch zu erstreiten war." Ein tragikomischer Fall. Daß die Häufung sichtbarer Erfolge Einen in Größenwahn drängt, ist ein Alltagserlebniß. Hier hat Einer, dem Alles mißlang, der nicht das kleinste Nutzwerk geschaffen, aber unersetzliche Reichswerthe zerstört hat, im Gewittersturm nationalen Unwillens jede Distanz zu sich verloren und keuchend sich in die Einbildung ewigen Glanzes geflüchtet. Ists die Frucht aus dem vom farblosen Blut verletzter Eitelkeit gedüngten Selbsterhaltungtrieb? Wer täglich gescholten wird, muß sich sorgsamer als der Verhätschelte vor Selbstüberschätzung hüten. Als schirmender Panzer lockt sie ihn; kann ihm aber zum Narrenkittel werden. Ist er schwach und möchte doch stark scheinen, so taumelt er leicht in den Beschluß, sich grenzenlos zu lieben. Alle sind blind; nur er schaut immer die Wahrheit. Bethmanns Fall. Seine Gegner sind aufgehetzt, vom Gassenlärm getäubt, von persönlicher oder fraktioneller Eigensucht geblendet; kurzsichtige Kinder einer kranken Zeit. Alle. Er allein weiß, was dem Reich frommt, und wird, mags um ihn Pfeile und Schleudern regnen, Alles bald herrlich vollenden. Jeder Widerspruch reizt ihm die Galle; jedem Zeichner guckt er über die Schulter und wird schnell brummig, wenn er sich nicht edel genug dargestellt findet; vor jeder Karikatur entfärbt Wuth ihm die Wange und ruft Brechreiz, das alte Abendleiden, aus den Magenwänden in die Schlundhöhle. Ein armer, kleiner, fränkelnder Mensch; gebildet, doch ohne Humor, ohne Blick für das Wesentliche, ohne Sinn für Resonanz, ohne die Gabe, auch nur ein Wort zu finden, das im Gemüth der Nation widerhallt. Um nicht verzweifeln, nicht abdanken zu müssen, spornt und fuchtelt er sich in den Glauben an seine

einsame, unverstandene Größe; und ist selig, daß irgendein Professor, der in ihm Fleisch von seinem Fleisch wittert, mit ihm in diesem Glauben wohnen will. Kein Anderer. Am Hof und im Heer, in Ministerien und Reichsämtern, unter Diplomaten und Politikern fände er nicht einen hellen Kopf, der heute noch glaubt, Herr von Bethmann könne jemals ein möglicher Reichskanzler werden. Vom Thronsaal bis in die Schreibstube des Anarchisten: nicht einen. Die öffentlich anders sprechen, thuns, weil sie heucheln müssen oder meinen, vor dem Wahltag könne der Kanzlerwechsel die Wirrniß noch mehren. Im Kämmerlein sind Alle, sogar Generaladjutanten und Oberhofchargen, darüber einig, daß der fünfte Kanzler der untauglichste ist. Daß ers sein müsse, hat der erste Kanzler voraus geahnt. Als im Frühjahr 1892 in Friedrichsruh erzählt wurde, Caprivi werde nicht nur aus dem preußischen Ministerpräsidium abtreten, sagte Bismarck nachdenklich: „Darüber könnte ich, trotz Allem, was ich an meinem Nachfolger auszusetzen habe, mich nicht freuen. Immerhin ists ein General. Was kommt danach? That is the question. Wird mal so ein richtiger Beamter, der nur durch die Schule preußischer Bureaukratie gegangen ist, Kanzler, dann werdet Ihr Dinge erleben, die heute noch Keiner für möglich hält." Wir haben sie erlebt. Die kläglichste Niederlage im preußischen Wahlrechtskampf, der ein demüthigender Verzicht auf feierlich verkündete Grundsätze vorausgegangen war. Die Weigerung, dann die Gewährung des „Rechtes auf die Straße". Die unkluge, in allen Kanzleien bespöttelte Reise nach Rom und Florenz. Die Herausgabe eines Weißbuches, das die Franzosen gegen deutschen Rechtsanspruch, deutsche Gutachten vertheidigte. Den Plan der Schiffahrtabgaben, der in den größten Bundesstaaten bitteren Groll erwirkte. Die Empfänge der Herren Roosevelt und San Giuliano, die gefeiert wurden, wie keines selbstbewußten Volkes Regirung die Freunde und Begünstiger ihrer Feinde feiern dürfte. Den Verzicht auf Persien, der uns aus Rußland den skandalös lächerlichen Bagdadvertrag eintrug. Den deutsch-portugiesischen und den deutsch-schwedischen Handelsvertrag; zwei Monumente deutscher Demuth. Die flinke Verschenkung des allgemeinen Wahlrechtes (für das der Preuße nicht „reif" sein soll) an ein unzufriedenes Reichsland, dessen erster Wahlgang denn auch eine französisch fühlende, zwar als Centrumspartei verkappte, dem ber-

liner Centrum aber kaum noch verwandte Nationalistenmehrheit zur Herrschaft bringt. Die barsche Abweisung des Britenwunsches nach würdiger Verständigung über den Flottenstatus. Die thörichte Behandlung von Personen (Radolin, Dernburg, Arnim, Rheinbaben, Mumm, Bülow, Lindequist, Heydebrand), von Nothständen (Futtermangel, Theuerung der Lebensmittel, Roggenausfuhr), von Prozessen (Moabit, Becker, Jatho, Metternich). Agadir. Das sinnlos scheinende Hingezerr der Verhandlungen, die ums Vierfache länger dauern als der Berliner Kongreß. Frankodeutsche Verträge, die uns in Afrika eine Vogesengrenze schaffen, den Islam enttäuschen, das Deutsche Reich in fünf Erdtheilen dem Kinderspott ausliefern und deren Folgen, wenn nicht ein kräftiger nationaler Wille uns vor ihnen wahrt, noch der Enkel schmerzhaft empfinden wird. „Ein richtiger Beamter." Bismarck hat Theobaldum nicht minder klar erkannt als den Großvater.

Was hätte er gar über den Versuch gesagt, einem Bethmann einen Kiderlen aufzupfropfen, dem mitleidig Gehöhnten den hundertmal Verwünschten? Der Einschnitt des Geißfußmessers hat dem Kanzler den Rest gegeben. Bülows polyglotte Hexenmeisterschaft konnte mit einem Kiderlen hausen. Der setzte den eiskalten Schwaben mit einer dicken Havanna an den Kamin, sagte ihm, was zu thun sei, und fand oft dann noch in der Nacht einen Bericht, der sich sehen lassen konnte. Ließ den Zügel aber nie aus der Hand und hielt den Gehilfen stets für den Urtypus des Balkandiplomaten; nicht eine Stunde lang für etwas Anderes. Und Holstein lebte noch, der England und Frankreich kannte und zu dem Kiderlen, wie Stemrich und dessen unsäglicher Erbe Zimmermann, in jeder Woche mindestens einmal ging, um von seiner Weisheit auf den Grund zu hören. Tempi passati. Theobaldo ist der neue Staatssekretär so gefährlich geworden wie Moritz August, dem Ahnherrn, der dreiste Applomb des Schwiegersohnes. Wie den Caprivi und Marschall einst der Vortragende Rath von Kiderlen-Waechter. Der scheint nicht aus der Ueberzeugung zu drängen, daß Bluffs und Mogeleien zum Kernwesen bismärckischer Politik gehörten und daß Jeder, der solche Politik treiben wolle, die tollkühnsten Kniffe und Pfiffe nicht scheuen dürfe. (Bismarck, pflegte Fritz Holstein zu mir zu sagen, „war sicher ein Genie, hat aber furchtbar gelogen"; doch mußte er schließlich immer zugeben, daß solche „Lügen" stets dem Interesse des Vaterlandes dienen sollten

und dienten. Nous avons changé cela.) Wenn ein Mann im schwarzen Lehrerrock sich in einen Mehlhaufen einwühlt, wird nicht das Tuch das Mehl schwärzen, sondern das Mehl Rock und Hose, Haar und Stiefel bestäuben. Wenn ein für das Ordinariat der Obersekunda Geschaffener sich mit einem von Skrupeln nicht beschwerten Balkandiplomaten zusammenspannt, wird nicht er den Gesponsen, sondern der Gespons ihn in seines behenden Willens Richtung gängeln; wird die fromme Einfalt balde vielleicht nach sämmtlichen Salben des Morgenlandes duften. Die Bluffs von Potsdam und Agadir, die Frisur der Regirungbilanz und Umfrisur der Oeffentlichen Meinung, die Mißhandlung Lindequists, die Ableugnungen und Schleiertänze in Parlament und Presse: auf solche Dinge wäre Herr von Bethmann aus bewußtem Willen wohl niemals gekommen. Schwach war er, doch kein Bösewicht. Hatte, als Bülows Getreuster, sich gegen unvorsichtige Eingriffe des Kaisers gestemmt: und, nach der königsberger Rede, dem Kaiser gehorsamst empfohlen, sich nicht länger an den Pakt vom November 1908 zu binden; den Kittblock mitgeschaffen: und mit eigener Hand dann zerstört; als Nachfolger des dem Centrum allzu freundlich gesinnten Grafen Posadowsky den Gipfel des zweiten Reichsamtes erstiegen, der Katholikenpartei harte Fehde angesagt: und, nach dem Abschluß eines Vertrages, der zwischen Kanzler und Centrum innige Freundschaft schuf, die Herren Spahn und Pieper ermächtigt, auch in seinem Namen die Bitte nach Rom zu tragen, Papst Pius möge die den christlichen Gewerkschaften angedrohte Acht noch vertagen. Schwach; und just deshalb nach dem Ruhm kraftvoller Selbständigkeit gierig. Er glaubt, zu schieben, und wird geschoben. Herr von Kiderlen hat ihn. Läßt ihm den Glauben, daß er Alles ersinne, anordne, leite und der Dressur nur der Handlanger seines erhabenen Willens sei. Diese Methode hat den braven Caprivi bis zu dem Uriasbrief an den Botschafter Prinzen Reuß und zum Aufgebot der Geheimpolizei gegen Bismarcks, den mißtrauischen Herrn von Marschall bis in den Feldzug gegen den Kriminalkommissar von Tausch getrieben. Herr von Kiderlen war immer vornan; auch bei der Kündigung des russischen Assekuranzvertrages. Austernfreund, der Ernsteste und Gescheiteste des Dreimännerbundes, ist tot; Troubadour besinnt in Liebenberg das Los des Schönen auf dieser argen Erde; nur Spätzle ist wieder an der Arbeit. (Seit an Bord der „Hohenzollern" das in seiner

wehmüthigen Weisheit erst jetzt ganz ermeßliche Wort fiel: „Wenn Sie durchaus wollen, setzen Sie sich auch noch diese Laus in den Pelz!") Und siehe: Alles ist wieder wie im Herbst des Caprivismus. Die selbe täppische Tüncherkunst. Das selbe Geflunker mit Verdächtigung und Dementi (einst wider Botho Eulenburg, gestern wider Lindequist). Die selbe Verärgerung der nützlichsten Preßhäupter. Sogar die selben Federn wieder, für Frankfurt und Köln, im Dienst des Herrn. Die Mittel, die den Kolonialsekretär in Verruf bringen sollten, bekamen damals Otto und Herbert Bismarck, Preußens Ministerpräsident, zwei mißliebige Botschafter und ein aus Stuttgart zum Bundesrath Bevollmächtigter zu kosten. Auch der „Beifall auf der äußersten Linken" und die Vehmung der Konservativen Partei ist schon wieder erreicht. Schreckt Herrn von Bethmann die Spur nicht? Er paßt nicht zwischen die Meerkatzenzunft. Dürfte selbst Fliegengöttern nicht glauben, daß er, losgebunden, frei, auf dem Weg zu bismärckischer Politik sei (die wirklich ganz anders roch). Dürfte den schlicht majestätischen Menschenverstand des Reichsschöpfers, von dem er nicht mehr weiß, als in Egypterland der neue Pharao von Joseph wußte, nicht durch das Temperament des dickhäutigen Stuttgarters sehen. Als Landrath des Kreises Oberbarnim hat er eine Instruktion von der Sorte der jetzt auf seinen Befehl in die Kreishäuser versandten wüthend auf den Tisch geworfen und, vor weit offenem Ohr, gestöhnt: „Ich bin kein Wahlagent!" So mußte er bleiben. Im leichten Feuer mit dem Salamander wohnen und im reinen Element sich rein halten. Himmelblau lackirter Vertreter der deutschen Bildung (für deren Regirungfähigkeit er nun einmal nicht zu zeugen vermag). Moraltrompeter von Hohenfinow. Ungestraft kriecht Keiner aus seiner Wesensschale. Der feine Pedant, der in saubere Gründlichkeit Gewöhnte kann mit dem verrosteten, versudelten Geräth der Hexenküche eben so wenig wirken wie ein wohlerzogener Literat mit dem fleckigen, stinkigen Tand der Fleischmarktpossen, zu dem er sich, um sein Leben zu fristen, erniedert. Man muß dran glauben. Herr von Bethmann glaubt an sich. Im Innersten aber nicht an die Heilkraft einer ff. Schwabentinktur. Warnte nie ihn Caprivis Schicksal? Der konnte, ohne Sündenschuld, als Soldat und brav in den Todesschlaf sinken, wenn er sich selbst getreu blieb. Und ihn hatte die Natur noch aus gröberem Stoff geschaffen als das magere Wunderkind, das den Großpapa mit

griechischen Briefen ergötzte. In wachen Stunden muß Herr von Bethmann doch fühlen, daß er das draußen und drinnen angerichtete Unheil nur durch das Opfer seines Lebens oder wenigstens seines Amtes sühnen, nicht lange mehr Kanzler heißen kann. Wozu sich da erst den falschen Mächten verbünden, die unterm Tage, schlimm geartet, hausen? „Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.“ Ist es Verhängniß, daß der Schwache, der sich an seinem Willen vermaß, in Majas faltige Trugschleier gleitet?

Der Kanzler hat am neunten und am zehnten November geredet. Am Neunten ist er ausgelacht, nur von der Sozialdemokratischen Fraktion mit Beifall belohnt, vom Baron Hertling mild, von den Herren Bassermann und von Heydebrand hart getadelt, noch am selben Abend in allen unserem Reich feindlichen Blättern des Auslandes aber überlaut gepriesen worden. Hat er die kläglichste Niederlage erlebt, die im Deutschen Reich je dem Haupt einer Regirung beschieden war; eine, schon wegen der Bedeutung des Gegenstandes, noch viel kläglichere, tiefer beschämende als am siebenundzwanzigsten Mai 1910 im Preußischen Landtag. Ein Robuster mit schwindelfreiem Gewissen muß ihm danach gerathen haben: „Schlage, Theobalder, morgen mit aller Dir noch erreichbaren Wucht auf Hod-Heydebrand drein; dann bist Du für ein Weilchen wieder geborgen. Du zweifelst? Unsere Liberalen und Sozialisten sind so über jede Vorstellung hinaus dumm, von allen guten Geistern politischer Einsicht so völlig verlassen, daß sie dem Erzfeind von gestern heute zujubeln, wenn er die Junkerpartei prügelt. Und nur die Liberalen machen die Oeffentliche Meinung. Die Konservativen könnten Dirs nachtragen? Unsinn. Die brauchen mehr als je diesmal den Landrath. Du möchtest ihnen den Wahlgang nicht noch schwerer machen? Vor der Weihnacht versöhnt man sich wieder. Jetzt mußt Du eine leidliche Censur haben. Erstens für S. M., dem Höflinge Ernst Heydebrand (den zuverlässigsten Royalisten) als einen frech trotzenden Junker und herrschsüchtigen Frondeur vom Quitzowkaliber hingestellt haben und der drum froh ist, wenn diesem Aufrechten übers Maul gefahren ward. Und für die Kölnische und die Frankfurter läßt sich ohne Junkerrazzia auch nichts Rechtes machen. Los! Du wirsts nicht bereuen. Heydebrand, dessen Selbständigkeit Du längst hassest und der Dir Schorlemer vorzieht, sogar Rheinbaben noch lieber auf Deinem Stuhl sähe,

ist, wie jeder Ueberragende, in der eigenen Fraktion von heimlicher Feindschaft umlauert, die Dir eine Adventversöhnung erleichtern wird." Der Titularkanzler pfaucht denn auch Herrn von Heydebrand und der Lase grimmig, wie einen ungezogenen Schulbuben, an (einer Rede wegen, die, trotz dem würdig ernsten Tadel, den Dank jedes nur der Reichssache verlobten Kanzlers verdient hatte); und sofort hagelts „Sehr richtig! links", „Sehr gut! links", „Lebhaftes Bravo", „Lebhaften Beifall links und in der Mitte". Kein anderes Parlament der Erde ließe sich den Schulmeisterton dieses leistunglosen Herrn gefallen; nicht gegen die kleinste, unzüchtigste Gruppe. „Schmidt, setzen Sie sich! Lachen Sie nicht, Cohn! Pumpenheimer, Sie sind wieder nicht präparirt, Sie fauler Schlingel!" Unerträglich; selbst von Einem, der von hoch bepfründeter Stelle aus einmal doch dem Vaterland genützt hätte. Unter Wallots Kuppel jauchzt Jeder, wenn der Rohrstock das Sitzfleisch des Nachbars bläut. (Daß Gentlemen in dieser Gesellschaft aushalten, ist ein Patriotenopfer.) Der Sprecher der Sozialdemokraten bescheinigt dem Magister lobesam, daß er „den Konservativen die patriotische Maske weggerissen und ihnen bewußte Schädigung der Reichsinteressen vorgeworfen hat." Stimmt. Herr von Bethmann-Hollweg hat behauptet, die Deutsch-Konservative Fraktion des Reichstages schädige, um Parteiinteressen zu dienen, das Deutsche Reich, belaste ihr nationales Gewissen mit einer „Schmähung" der (herrlich) Regirenden, „bringe, um des Parteizweckes willen, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze, kompromittire dadurch den Patriotismus und vergeude so ein werthvolles Gut". Zeiht diese Fraktion also des infamsten, ehrlosesten Handelns, das zu erdenken ist. Wird sie nun weiter mit dem werthen Herrn verkehren, der ihr so unüberbietbaren Schimpf angehängt hat? Dann ist sie fertig; steht vor Bauern und Taglöhnern der letzte Sendling der Rothen höher als sie. Nach ihrem Ehrenkodex müßte sie, Mann vor Mann, den Civildragoner vor die Klinge fordern. Denn zu Jedem, ders unterließe, könnte der Ehrenrath sprechen: „Du hast den ärgsten Schimpf auf Dir sitzen lassen, der einen Deutschen bemakeln kann: die Verdächtigung, daß Du Patriotismus heuchelst, um Parteigeschäfte zu machen, daß Du Deine Landsleute in einen Krieg hetzest, um Mandate zu erschachern. Reinige Dich von dem Anwurf oder scheide aus unserer Gemeinschaft." Die Forderung könnte politisch schaden;

Vergleiche mit Hinckeldey=Rochow wären allzu bequem (würden den schönhäuser Junker von 1849 freilich nicht bändigen). Aber die Konservativen haben jetzt, nach ihres Führers bismärckisch muthiger Rede, nach seinem (hier vor vierzehn Tagen empfohlenen) Angebot erweiterter Besitz= und Nachlaßsteuer, nach dem treulosen Abfall des (vom emsigen Schwabenconcern verleiteten) Centrums, ein großes Spiel in der Hand. Wenn sie wissen, welche Zornfluth sich, auch auf dem von liberalen und demokratischen Wählern bevölkerten Steinpflaster, gegen die Bethmänner gethürmt, wissen, wie ungeheuerlich ihrer Sache die enge Gemeinschaft mit dem Centrum geschadet hat, dürften sie vor der Wahl des Weges nicht fünf Minuten verzaudern. Drei Dutzend ranziger Vorurtheile, die der moderne Edelmann lange schon ächzend mitschleppt, über Bord; keine ängstliche Rücksicht fortan noch auf untüchtige Vettern, die ohne Hof= und Ministerialengunst nicht an die Krippe kämen; offenes Bekenntniß zu einem zeitgemäßen (also nicht für Alle gleichen) Wahlrecht mit Listenskrutinium und Proportionalvertretung, zu verständigem Parlamentarismus (der, Jahrhunderte lang, in England die echte Aristokratie gesichert hat), zu der (von Stoecker ersehnten) Entstaatlichung der Kirche, zu der Pflicht, auch unter persönlichen Opfern unleidliche Lebensmitteltheuerung nach bestem Vermögen zu lindern; Einlaß, Einladung aller von städtischer Demagogie abgestoßenen Männer, Protestanten und Katholiken, reinlicher Juden und Atheisten sogar; Abkehr von einem ehrwürdig verwitterten Staatsideal, das nie wieder Wirklichkeit werden kann, und furchtlos ehrliche Vertretung der Industriewünsche, deren Erfüllung den Landwirth nicht in Nothstand einkerkert; Säuberung, Lüftung und (mit dem aus West herbeiströmenden Geld) Modernisirung der Presse, die heute kaum noch den kleinsten Klitschenherrn sättigt und neben Freisinnsblättern und liberal flimmernden Generalanzeigern nicht mehr aufkommt; eine Wahlfanfare, die helle Tage froher, kräftiger Politik, nach den Wintern muffigen Mißvergnügens, ankündet, das Eingeständniß alten Irrthums nicht scheut, auf die rasche Rückkehr der Freude an deutschem Reichswesen wieder, endlich wieder hoffen und zugleich erkennen lehrt, warum Deutschland, wenn es nicht in feiger Politik verzwergen wolle, den unentbehrlichen Theil des Kasernenzwanges, der Kriegerzucht sich noch für ein Weilchen erhalten, auf den Vollgenuß süßen Kulturbehagens noch verzichten müsse. Dann könnte, wie im Lande

der Peel, D'Israeli, Chamberlain, eine neue Konservative Partei rewachsen, die nicht immer herrschen, nicht alle Sippen und Magen im Staatsstall unterbringen, im Käfig der Opposition aber die Kraft stählen, nach schwarzer Brache stets wieder Frucht tragen und nie mehr zum Prügelknaben applaussüchtiger Minister erniedert würde. Aus freiem Junkerwillen käme solcher Entschluß wohl allzu spät. Die Bannbulle des ewig Blinden zwänge klug Konservativen das Sturmbanner einer Reichspartei in die Hand.

Wahlpolitik? Die hat, vor, bei und nach Agadir, nur Einer getrieben: Herr Theobald von Bethmann-Hollweg. Blinzelnd haben, seit einem Jahr, seine Commis angekündet: „Diesmal machen wir die Wahl mit der Gloria unserer auswärtigen Politik; wartets nur ab." Der potsdamer Bluff war ein Fehlschlag, den der Erdball verlachte. Marokko (im Mai habe ichs hier vorausgesagt) sollte den Entwurzelten noch einmal in deutschen Grund ankern. „Warum wurden drei Kriegsschiffe bemüht, ungeheure Vermögenswerthe zerstört und die Verhandlungen vier Monate lang hingeschleppt, da, ohne Druck, das jetzt Erlangte doch schon am elften Junitag zu haben war?" Auf diese Frage (aus dem zweiten Novemberheft der „Zukunft") ist bis heute keine Antwort gekommen. Im Juni hatte Herr Cambon dem Partner alles irgendwie Wesentliche zugesagt; und seitdem mehr als einmal angedeutet, wie schlimm, durch das Kanonenboot und den Kleinen Kreuzer, ihm der Abschluß erschwert worden sei. Das Deutsche Reich müßte ja auch dem Bankerot nah sein, wenn es für das (unverzeihliche) Angebot des Protektorates und für den Verzicht auf die beträchtlichsten der seit Algesiras und dem Februarvertrag von 1909 ihm gewährten Wirthschaftrechte ohne eine Schiffchendemonstration nicht einmal die paar Kongofetzen einhandeln könnte. Warum „Panther", „Eber", „Berlin" und hundertvierzig Zwiegespräche, in deren Verlauf eine schmale Fleuretklinge oft das schwäbische Haurapier stringirte? Weil (andere Antwort ist nicht erfindlich) das Agadir-Spektakel auf die Wahlstimmung einwirken sollte. Wird auch. Wenn diese Flamme ins Vaterland schlägt, kann kein Spritzenschlauch und kein Helfferich (aus der Deutschen Bank) den Reichshauptlehrer retten. Dessen Bakel hat eine Rede gestriemt, die den Kronprinzen begeistert hatte. Vor ähnlichem Konflikt (Franz Ferdinand-Schönaich) hat Franz Joseph gesagt: „Den Herrn Neffen kann ich doch nicht fortschicken."

Energetik und Hauswirthschaft.

Im vorigen Jahr habe ich mir hier erlaubt, Ostwalds „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“ einige Ergänzungen von der psychologischen Seite her anzufügen. Ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Technische Neuerungen“ findet, ich habe die Segnungen des technischen Fortschritts nicht so dargestellt, wie sie es verdienen (das war doch nicht mein Zweck; wozu sollte ein Pfuscher noch einmal thun, was der Meister des Fachs schon meisterhaft gethan hatte? Ich wollte eben Dinge sagen, die dem Chemiker, dem Techniker weniger nah liegen); „nicht so, daß man sofort erkennen müßte, welcher Reichthum uns für Verluste gegeben ward, die nur eine unzeitgemäße Sentimentalität beklagen kann. Wir verloren die Postkutsche und gewannen die Eisenbahn“. Wo hätte ich jemals den Verlust der Postkutsche beklagt? Ich habe sie, und noch weit gräulichere Vehikel, in der Jugend so reichlich genossen, daß ich weit davon entfernt bin, sie zurückzusehnen. Aber, wie Papa Goethe, im offenen Wägelchen über den Brenner und durch ganz Italien rollen, mit Muße die Schönheiten jedes Orts und seiner Umgebung genießen, nach Belieben aussteigen, um an einem besonders schönen Punkt zu weilen, oder auch nur, um ein Stück zu gehen oder mit Landeskindern zu plaudern, hier und da von der Hauptstraße abbiegen und Orte aufsuchen, die der Touristenschwarm noch nicht gefirnißt hat: Das möchte ich allerdings gern auch heute noch. Es kommt eben auf den Zweck an. Der Breslauer, der in Berlin ein zweistündiges Geschäft abzuwickeln hat oder der vier Ferienwochen darauf verwenden will, Rom zu studiren, segnet natürlich die Eisenbahn, die ihm ermöglicht, Berlin in sechs Stunden, Rom in zwei Tagen zu erreichen. Aber wer den Thüringer Wald, Land und Leute, die Fauna und Flora kennen lernen und genießen will, Der benutzt mehr seine natürlichen als irgendwelche künstliche Fortbewegungwerkzeuge. Zwar giebt es auch Vergnügungreisende, die in einem Waldgebirge von Station zu Station fahren und sich von den Stationen nicht entfernen, Leute vom Schlage des biederen Gutsbesitzers, der mir einmal sagte: „Wenn ich reise, dann sehe ich mir die Berge von unten, die Kirchen und Museen von außen und die Gasthäuser von innen an.“ Man darf solche Leute noch nicht Thoren schelten; aber mit der Kultur haben ihre Erholungreisen nichts zu schaffen. Die Kulturentwickelung verläuft eben so wie die Entwickelung der Natur nicht gradlinig in der Weise, daß jeder Fortschritt zu einer Neuschöpfung die Schöpfungen der vorhergehenden Stufe vernichtet, sondern hat ihr Sinnbild in der

Pflanze, die, alle in ihrem Keime liegenden Möglichkeiten allmählich verwirklichend, diesen Keim zu einem Stamm mit einer aus Aesten, Blättern und Blüthen bestehenden Krone entfaltet, wobei das Alte bleibt, während das Neue hervorsprosst, und in der zu einem Reichthum lieblicher Gebilde auseinandergehenden Knospe der Prozeß sich im Kleinen wiederholt. Entwickelung bedeutet wachsenden Reichthum an Gebilden, zunehmende Mannichfaltigkeit. Nur ein Narr könnte den technischen Fortschritt ungeschehen wünschen, nur ein Irrenhäusler ihn ungeschehen machen wollen; aber ein Narr ist nicht minder, wer mit Allem aufräumen will, was frühere Zeiten geschaffen haben. Läßt der Mensch doch auch gern seine entfernten vierbeinigen und geflügelten Vettern leben, die vor ihm entstanden sind. Sogar die Raubthiere mag er nicht missen: er hegt sie in Zoologischen Gärten. Es ist möglich, daß dereinst einmal die Vierbeiner sowohl als Motoren wie als Nahrungspender überflüssig gemacht werden, in dieser Eigenschaft auch die Pflanzen; aber wie entsetzlich arm wäre eine Erde, auf der es das edle Roß, das gemüthliche Rind, das putzige Hühnervolk nicht mehr gäbe, keine grüne Saaten, keine wogenden Kornfelder, keine blühenden und später mit rothen und blauen Früchten beladenen Obstbäume, keine Weinstöcke mehr, sondern nur noch eisenstarrende Maschinenbauanstalten und Chemische Laboratorien. Der Vernünftige begrüßt dankbar jeden technischen Fortschritt, fragt jedoch in jedem einzelnen Fall, wo er von ihm Gebrauch machen kann, ob es nicht vielleicht vortheilhafter sei, den alten Gebrauchsgegenstand oder das alte Verfahren zu wählen. Das war eine der Ergänzungen, an die ich erinnern wollte. Der Mensch braucht nicht nur die Produkte der Arbeit, er braucht auch die Arbeit selbst, und wenn die Energieersparniß, die ihm ein technischer Fortschritt ermöglicht, von dem Verlust an körperlicher Gesundheit und seelischer Befriedigung aufgewogen oder überwogen wird, die ihm die Arbeit nach der alten Methode gewährt, so verzichtet er auf diese Ersparniß. Macht doch nach Ostwald nicht sowohl die Energieersparniß als vielmehr ein möglichst großes Quantum freiwilliger Energieausgabe glücklich; und welchen höheren Zweck kann es geben als Menschenglück?

Die Frage der Wahl zwischen alten und neuen Verfahrungsweisen ist heutzutage brennend im Gebiete der Hauswirthschaft. Die Ersparniß an Zeit, Kraft und Geld, die das Einküchenhaus gewährt, liegt so auf der Hand, daß es höchst überflüssig wäre, wollte ich so oft Beschriebenes noch einmal beschreiben. Aber das Einküchenhaus bedeutet den ersten Schritt zur Auflösung der Familienwirthschaft und seine Konsequenz ist das Phalanstère, die so-

zialistische Auflösung der Familie. Nun ist in einer normalen Familie, die noch gar nicht Idealfamilie zu sein braucht, der Reichthum an gemüthlich und ethisch werthvollen Beziehungen zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschwistern so groß, daß er durch keine noch so große Ersparniß aufgewogen werden kann. Man darf also zwar das Einküchenhaus für Proletarier wählen, denen Armuth und Broterwerb der Frau ein wirkliches Familienleben unmöglich und die Einzelwirthschaft durchaus unzweckmäßig machen; doch soziale Schichten, denen Beides möglich ist, würden eine frevelhafte Thorheit begehen, wenn sie um einer Geldersparniß willen darauf verzichteten. Das Familienleben hat, wie alles Gute auf Erden, seine Schattenseiten, für die ich volles Verständniß habe. Starker Familiensinn absorbirt alle Kraft zur Liebe im Schoß der Familie und hat für die draußen Stehenden nichts übrig, schließt sich wohl gar feindsälig gegen Alles ab, was nicht zur eigenen Sippe gehört, macht unsozial bis an, bis über die Grenze, hinter der das Verbrechen liegt. Kenner Frankreichs haben dort diese Ausartung besonders oft wahrgenommen: der Franzose, die Französin heirathe nicht ein Weib, einen Mann sondern einen ganzen Clan, Schwiegereltern und Vetternschaft, und bleibe für Lebenszeit hineingebannt; eine nicht gerade seltene Erscheinung sei der Bourgeois, der sich mit selbstgefälligem Schmunzeln sage: „Wieder Einen übers Ohr gehauen und zehntausend Francs für unser Mariechen zurückgelegt!" Und Heinrich Schurtz hat in seinem Werk „Altersklassen und Männerbünde" nachgewiesen, daß die Familie keineswegs, wofür man sie gewöhnlich hält, der Keim des Staates ist; die Familie reiche höchstens zur Sippenbildung aus; größere politische Gründungen pflegten von einer Kraft auszugehen, die zum Familienleben im Gegensatz steht und sich ihm nicht selten feindlich erweist: vom Geselligkeitstriebe der Männer. Darüber wären viele unterhaltende Feuilletons zu schreiben, mit der modernen Variation, daß jetzt die Suffragettes die familienfeindlichen Hosen tragen. Vielleicht beobachte ich falsch, aber ich glaube, eine Erscheinung wahrzunehmen, die dem konservativen, vor politischen Neubildungen bangenden Staaterhalter zu einiger Beruhigung dienen dürfte. In meiner Jugend, um 1848 herum, wo der darniedergehaltene Geist der Burschenschaften explodirte, gab es wenig Gymnasien; die Gymnasiasten waren darum zum größten Theil „Auswärtige" und wohnten in Konvikten oder in Massenquartieren. Ihr Lebenselement war also nicht die Familie, sondern die Schule und die Kameradschaft, ihre Erholungzeit verlief in Spielen und Ausflügen mit Kameraden. Der so erwachsende

Kameradschaftgeist ergriff auch die am Ort ansässigen Schüler. Die schämten sich ein Wenig, wenn sie einmal mit dem „Alten“, mit Frau Mama und Mamsell soeur statt im Kreis von Kameraden öffentlich erblickt wurden. Wir brauchten damals nicht „politisirt“ zu werden, wir waren es schon; waren ein kleiner Staat. Heute liegen die Gymnasien kaum eine Bahnstunde von einander entfernt; die meisten Gymnasiasten sind Ortsansässige, leben in ihren Familien und sind deren Anhängsel; die Roth-, Blau- und Grünkappen sieht man nur beisammen, wenn sie aus der Schule geströmt kommen, nicht im freien Feld; jeder Bursch geht mit seiner Familie „spaziren“. In England trägt die College-Erziehung gewiß nicht wenig dazu bei, den Söhnen der Vornehmen den staatsmännischen Geist einzupflanzen. Daß Mönchsthum und Priestercoelibat dem Familienegoismus entgegenwirken, ist in der Bilanz der Katholischen Kirche auf die Kreditseite zu schreiben. Also dieses Mißverdienst der Familie und dieses Verdienst der Männer-, meinetwegen auch der Frauenbünde erkenne ich an; aber auch hier wäre es unvernünftig, um eines Gutes willen ein anderes Gut zu vernichten; die Gesellschaft bedarf beider Güter, der Familie wie der sozialen und kameradschaftlichen Verbindung Nichtverwandter, und der Einzelne kann sich des Segens beider Institutionen freuen, wenn er sich nicht durch ewige Gelübde an eine von beiden fesselt.

Vor zwei Jahren wurde in der „Neudeutschen Bauzeitung“ das Problem des Einküchenhauses behandelt. Auf die Erörterung der wirthschaftlichen, der ethischen und der sozialen Seite der Sache wurde ausdrücklich verzichtet und nur dargethan, daß die Vereinfachung des Grundrisses und die Kostenersparniß dem Architekten diese Art Häuser vor den jetzt üblichen Miethhäusern empfehle. Aber in dem Aufsatz werden doch auch Gutachten mitgetheilt, die einige nichtbaumeisterliche Seiten der Frage berühren, und einer der Gutachter, Henry van de Velde, citirt das folgende Wort einer Amerikanerin: „Fünfzig Feuer da, wo ein einziges genügen würde! Sie können ja an Ihrem Tisch im Familienkreis mit Ihren Kindern essen, wenn Sie wollen; aber warum sollen fünfzig Frauen ihre Morgenstunde verlieren, um ein paar Tassen Kaffee zu machen?“ Wenn nun aber das Kaffeekochen den fünfzig Frauen Vergnügen macht? Und wenn es dem Manne und den Kindern Genuß bereitet, das Brodeln des siedenden Wassers zu hören und den Kaffeeduft eine ganze Viertelstunde lang zu riechen? Mit Ausnahme gewisser Säuberungverrichtungen sind alle hauswirthschaftlichen Arbeiten so, daß sie einem körperlich und seelisch gesunden Menschen Vergnügen machen. Wie gern helfen die Kinder dabei; nicht nur,

wenn es Etwas zu naschen giebt. Und ein wie großer Vorzug ist die Mannichfaltigkeit und stete Abwechselung! Ihre Morgenstunde verlieren! Wieso denn verlieren? Verloren wäre die auf das Kaffeekochen verwendete Zeit doch nur dann, wenn etwas Angenehmeres oder Nützlicheres hätte gethan werden können. Was? Zeitunglesen? Goethe verabscheute es. Romanlesen? Dazu ist doch wohl am Feierabend noch Zeit; welcher gesunde Magen vertrüge zwölf Stunden Romanleserei! Unterhaltung mit dem Mann? Manchem Manne wird des Schwatzens schon während der Mahlzeit zu viel. Ein Stück von dem Roman schreiben, den sie selbst dichtet? Daß heutzutage Hunderttausende von Frauen und Mädchen sich mit Männerarbeit ihr Brot verdienen müssen, ist eine traurige Thatsache, die vorläufig Niemand ändern kann, aber den Frauen, die es noch nicht nöthig haben, die hauswirthschaftliche Arbeit abnehmen, damit auch sie vollends den Männern Konkurrenz machen können: Das wäre denn doch das Tollste aller Schildbürgerstücklein. Ich halte drei Viertel von Dem, was ich seit dreißig Jahren schreiben mußte, um leben zu können, für überflüssig; man wird mir darum nicht zumuthen, glauben zu sollen, daß Alles, was die verehrten Kolleginnen schreiben (ausgenommen natürlich die wirklichen Dichterinnen und solche Frauen, die wichtige Lebenserfahrungen oder Studienergebnisse mitzutheilen haben) fürs Wohl der Menschheit nothwendig oder ungemein förderlich sei. Wahrscheinlich denken und fühlen eben so die Maler, die Musiker und alle anderen Kategorien von Männern, deren Konkurrentenkreis durch weiblichen Zustrom vergrößert wird.

Mitunter hört und liest man, den Frauen bleibe darum nichts Anderes übrig, als Männerarbeiten zu betreiben, weil es im Haus thatsächlich nichts mehr zu thun gebe. In der Großstadt mag ja das Angebot von halb und ganz fertigen Gebrauchsgegenständen und an wohlfeilen Dienstleistungen so überwältigend sein, daß sich jede Frau für eine Thörin halten würde, wenn sie sich noch mit der Herstellung oder Verrichtung im Hause mühen wollte; in der Provinz jedoch sind wir noch nicht so weit. Goethe hat dem würdigen Freunde, den das Ueberhandnehmen der Lesewuth um das Heil seiner Mitmenschen besorgt machte, zwei reizende Episteln geschrieben, deren zweite lehrt, wie die Töchter des Hauses vorm Lesen bewahrt werden können, und schließt:

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Goethes Rezept setzt den Besitz von Gärten, Weinbergen und Weinkellern voraus. Solcher Besitz kommt ja glücklicher Weise auch heute noch vor; aber er ist gar nicht erforderlich, den weiblichen Theil der Familie mit Arbeit zu versorgen. Auch ohne Obst-, Gemüse und Weinplantagen giebt es genug zu thun, wenn auch natürlich nicht mehr gesponnen wird und Talglichte nicht mehr gegossen werden. Für den Fall, daß Großstädterinnen von einem altmodischen Familienhaushalt keine Vorstellung mehr haben, will ich einen von der Art, wie es ihrer in Klein- und Mittelstädten und auf dem Lande noch genug giebt, beschreiben. Zunächst wird alle Nadelarbeit im Hause geleistet; Gewand und Leinzeug in der Wäsche sehr vorsichtig und sorgfältig behandelt, so oft wie möglich ausgebessert, jeder noch brauchbare Stoffrest vom Abgelegten bei Neuanfertigungen mit verwendet, so daß Anschaffungen selten nothwendig werden. Diese Praxis nimmt die deutsche Hausfrau auch nach Amerika mit, wenn sie auswandert. Ein deutschamerikanischer Volkssänger, der in Knüttelversen mit dem Dichter des Faust rivalisirt, besingt diese Tugend der deutschen Matronen und bemerkt dann: „Die Yankeefrau ist weniger fleißig; ist was zerrissen, schmeißt sies weg.“ Das mag heute wohl auch für manche deutsche Frau zutreffen; in der Großstadt und in Industriebezirken. Jede Woche einmal wird Brotmehl gekauft und Teig geknetet, die Brotform dann zum Bäcker geschickt. Die Ersparniß beträgt ja nur wenige Nickel an jedem Gebäck, aber man hat immer ein kräftiges und wohlschmeckendes Brot. An den Hochfesten und Geburtstagen erfreut die Kuchenbäckerei die thatenlustige Jugend und die Nasen der ganzen Familie. Aus einem Kuhstall des benachbarten Dorfes wird täglich Milch geholt, der Rahm zweimal in der Woche verbuttert. So hat man jeden Tag im Jahr frische, von ekelen Beigeschmäcken freie Butter, die kerniger ist als Molkereibutter, und ein paar Tage lang frische Buttermilch, ein erquickendes, nahrhaftes, wohlschmeckendes Getränk, das, wie der Volksmund sagt und der Arzt bestätigt, neunundneunzig Krankheiten heilt und vor Krankheit bewahrt. Nicht wenig Arbeit verursacht das Fleisch. Es gehört zu den Vortheilen der Anstalt- und Kasernenwirthschaft, daß sie immer gutes Fleisch haben kann, weil sie täglich ein großes Stück einkauft. Die tüchtige Hausfrau bringt wenigstens ein größeres Stück vom Markt und theilt es auf mehrere Tage ein; das Lagernde durch Pökeln und andere Manipulationen vorm Verderben zu schützen, kostet aber Arbeit. Im Frühsommer beginnt das Abkochen, Einlegen und Abbacken von Beeren, Obst und Gemüse und dauert bis in den Herbst. Von Martini an beleben die Gänse das

Haus; werden sie gemästet, schon früher. Die Gans ist eins der edelsten Geschöpfe Gottes, denn es giebt keinen Theil ihres Leibes, der nicht dem Menschen nützte. Dabei ist sie nicht dumm, wie man wahrnimmt, wenn man ihren täglichen Wandel auf dem Dorf beobachtet. Das beim Schlachten ausgelassene Blut wird als Blutwurstfüllsel zubereitet. Die Federn werden gesammelt und, sobald ihrer genug beisammen sind, geschlissen (Schleißen nennt man in Schlesien das Abziehen der Fahnen von den Kielen; eine hochdeutsche Bezeichnung für diese Operation kenne ich nicht). Eine leichte mechanische Beschäftigung, die mit heiterer Unterhaltung oder Vorlesung gewürzt zu werden pflegt. Die geschlissenen Federn werden in Indelten (Inletts) gefüllt, und wird eine Tochter heirathfähig, so liegen ihre vier Gebetten bereit; beim Händler braucht keins gekauft zu werden. Wie das Fleisch und das Fett der Gans verwerthet werden, wissen ja wohl auch die Berlinerinnen; aber vieelleicht versteht nicht jede, aus den knorpeligen Theilen Gallert zu bereiten, was die Provinzfrau ebenfalls kann. So giebt es also in einem solchen Haushalt für eine kräftige Frau und zwei heranwachsende oder erwachsene Töchter vollauf zu thun und von einer Nothwendigkeit, den Familienhaushalt aufzugeben, kann fürs Erste noch nicht die Rede sein. Für Das, was von einer wohlhabenden Frau an Armenpflege und Jugendfürsorge gefordert wird, läßt die Hauswirthschaft schon die nöthige Zeit übrig.

Dieser Aufsatz war konzipirt, lange bevor mir Ostwalds letztes Buch in die Hände kam. Es ist, wie die Leser wissen, eine Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, die der große Chemiker und Naturphilosoph unter dem Titel „Die Forderung des Tages" (in der Akademischen Verlagsbuchhandlung) herausgegeben hat. Wir lernen daraus das großartigste und schönste aller Weltbilder, die je mit rein physikalischem Material entworfen worden sind, vollständig kennen und der Genuß, den es gewährt, wird durch das Bild des liebenswürdigen und glücklichen, wahrhaft glücklichen Menschen erhöht, der uns daraus so körperhaft und lebenswarm entgegentritt, daß ein Künstler ihn malen könnte, ohne ihn selbst oder seine Photographie gesehen zu haben. Freilich: unvollständig ist auch dieses Weltbild; die Gedanken- und Gefühlswelt von Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt darin unterzubringen, würde schwierig sein. Daß ich Ostwalds Erwartung, die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen werde dereinst auf eine den übrigen Energieformen äquivalente Energieform zurückgeführt werden können, nicht zu theilen vermag, habe ich schon ge-

sagt; die Gründe, die Lotze (der als strenger Atomist noch nicht mit dem Energiebegriff arbeitete), Eduard von Hartmann, Johannes Reinke, Otto Liebmann dagegen anführen, erscheinen mir unwiderleglich. Die drei zuletzt Genannten beweisen auch, daß schon das organische Leben in die Energieformen nicht eingereiht werden kann. An Hartmanns Diktum: Das Leben leitet die Energie auf seine Mühle, aber es ist nicht selbst Energie (im heutigen technischen Sinne des Wortes) klingt folgende Aeußerung Ostwalds im vorliegenden Buche an: „Hält man sich, frei von allen Hypothesen, an die beobachteten Thatsachen, so erkennt man als allgemeines Kennzeichen der Lebenserscheinungen den stationären Energiestrom, der durch ein verhältnißmäßig konstantes Gebilde läuft." Wie ein solches Gebilde, mit dessen wunderbarer inneren Struktur und Mannichfaltigkeit der äußeren Gestalt, mit dessen nach eigenen Gesetzen sich vollziehender Entfaltung, Selbsterneuerung, Selbstregulirung, Fortpflanzung das einzige konstante Gebilde der unorganischen Welt, der Kristall, gar nicht zu vergleichen ist, entstehen konnte, wie es zugeht, daß der unaufhörlich hindurchfließende Energiestrom, statt es aufzulösen, seinem Aufbau und seiner Erhaltung dienen muß (sobald das unbekannte Etwas, das alle Energieformen in seinen Dienst zwingt, entwichen ist, verrichten diese ihre auflösende Arbeit): Das ist es, was als bloßer Umsatz von Energieformen in einander nicht begriffen werden kann. Arthur Drews endlich, augenblicklich der Schwarze Mann für die orthodoxen wie für die liberalen Theologen, ist der Meinung, man müsse „dem modischen Vorurtheil entsagen, als ob eine wirkliche Lösung der sogenannten Welträthsel mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erfahrung zu Stande zu bringen und eine einheitliche Weltanschauung nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage möglich sei. Die Naturwissenschaft hat es immer nur mit der einen, der materiellen Seite der Wirklichkeit zu thun, deren mechanische Gesetzlichkeit sie aufdeckt. Sie überschreitet folglich ihre Grenzen, wenn sie auch die andere, die geistige Seite, in ihre Betrachtungen hineinzieht." Ausdrücklich muß jedoch hervorgehoben werden, daß Ostwald solche Grenzüberschreitung nirgends begeht. Wenn er den Energiebegriff für alle Lebensgebiete fruchtbar macht, so meint er immer nur die Energie im physikalischen Sinn des Wortes, die ja thatsächlich bei aller Kulturthätigkeit eine ungemein wichtige und mitunter (man denke an den Weltverkehr) die entscheidende Rolle spielt. Was er in Beziehung auf die vermuthete psychische Energieform von zukünftigen Leistungen der Wissenschaft erwartet, Das verwendet er nicht, als ob es schon geleistet wäre.

Ostwald erklärt den Materialismus für überwunden und den Begriff Materie für unhaltbar; das einzige Seiende, die Weltsubstanz, sei die Energie. Daß die Atome nicht als raumerfüllende Klümpchen oder Kügelchen zu denken sind, sondern als mathematische Punkte, von denen Kraftwirkungen ausgehen, wissen wir seit Lotze; aber mit der Behauptung, daß die Energie das allein Seiende und die (natürlich nur als ein System punktueller Energieträger zu denkende) Materie abgethan sei, scheint der Satz in Widerspruch zu stehen: „Was man weder schaffen noch vernichten kann, nennt man eine Substanz; so haben die chemischen Elemente den Charakter von Substanzen, aber auch die Arbeit und ihre Umwandlungprodukte haben ihn; diese nennt man mit einem gemeinsamen Namen Energie.“ Die Gesammtheit der chemischen Elemente ist doch wohl Das, was man bisher unter Materie verstanden hat. Mit der Materie zugleich will Ostwald bekanntlich auch die Atomistik abgesetzt haben. Der Chemiker bedürfe ihrer nicht; sie sei weder hinreichend, die stöchiometrischen Gesetze zu ergeben, noch für diesen Zweck nothwendig. Den Grund zu diesem Gesetz habe der 1807 verstorbene Jeremias Benjamin Richter gelegt, indem er als Erster Zahl und Maß in der Chemie zur Geltung brachte. Er sei jedoch über seinen Tod hinaus übersehen und verkannt worden und das Schlimmste sei gewesen, daß um die Zeit seines Todes Daltons Atomhypothese auftauchte. Ob die Chemie ihre Berechnungen ohne die Annahme von Atomen und Molekeln auszuführen vermag, ist nun eine Angelegenheit, welche die Chemiker unter sich auszumachen haben und die den Laien nicht angeht. Dieser liebt die Atomhypothese, weil sie die Vorgänge der physikalischen Welt vorstellbar macht. Ostwald erklärt nun zwar diese Anschaulichkeit für werthlos und gebietet: „Du sollst Dir kein Bildniß oder Gleichniß machen“, sollst Dir an algebraischen Formeln und Zahlen genügen lassen. Doch gilt dieses sinaische Donnerwort hoffentlich nur seinen Fachgenossen; wir armen Laien sind nun einmal unbekehrbare Heiden und hängen an Bildern, wenn wir sie auch nicht gerade anbeten. Uebrigens wird die Ablehnung der Atomistik später eingeschränkt und Ostwald erklärt die Ansicht für irrig, daß zwischen seiner Energetik und der Atomistik ein grundsätzlicher Gegensatz obwalte.

Ostwalds Buch ist höchst anregend und es müßte im schreibseligen deutschen Vaterlande wunderbar zugehen, wenn daraus nicht ein paar hundert Zeitschriftenartikel und ein paar Dutzend neue Bücher entstünden.

Neisse. Karl Jentsch.

Kaukasus.*)

Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk! Jeremias, Kap. IX, 1.

Allüberall Berge, von Wolken umflossne,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergossne.
Seit der Urzeit schafft der Aar dort
Dem Prometheus Schmerzen,
Hackt ihm täglich an den Rippen,
Hackt an seinem Herzen;
Er zerhackts, sein Blut, er trinkt es
Niemals doch zu Grunde,
Stets wird neu das Herze leben,
Lachen trotz der Wunde.
Denn unsterblich ist die Seele,
Frei, trotz Machtgeboten,
Selbst der Nimmersatte pflügt nicht
Flur auf Meeresboden,
Knebelt nicht das Wort, das freie,
Nicht die freie Seele
Und verlästert Gott, den Herrn, nicht,
Gott, der sonder Fehle.

Nicht uns geziemts, mit Dir zu rechten,
Noch zu bemängeln Dein Gebot!
Uns ziemt, zu weinen nur, zu weinen,
Zu kneten unser täglich Brot
Mit blutigem Schweiß, mit bittern Thränen.
Die Henker uns mißhandeln, höhnen,
Berauscht liegt unser Recht — wie tot!

Wann, ach, wird es auferstehen?
Dürfen wir begeben

---

*) Das berühmteste Gedicht Schewtschenkos, des 1814 geborenen, 1861 gestorbenen kleinrussischen Poeten, über und aus dessen Schaffen Julia Virginia in dem Band „Ausgewählte Gedichte von Taras Schewtschenko“ (Xenien-Verlag in Leipzig) Allerlei mittheilt. Wenn das Mühen, auch diesem nach Gogol beträchtlichsten Kleinrussen in Deutschland Liebe zu werben, gelingt, dürfen mit der Uebersetzerin alle Freunde kräftiger Dichtung sich freuen. Der (allzu politische) Sang vom Kaukasus hat Schewtschenko ins Gefängniß gebracht.

Müde uns, o Gott, zur Ruhe?
  Wann, ach, endlich leben?
Wir vertrauen Deiner Allmacht,
  Den Verheißungworten:
Auferstehn soll Recht und Freiheit,
  Hier und aller Orten.
Werden huldigen dann die Völker
  Dir nur frohen Muthes, —
Doch bis dahin fließen Ströme,
  Ströme rothen Blutes! . . .

Allüberall Berge, von Wolken umflossne,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergossne!
  Und die von Gottes Gnaden Wir,
  Wir scheuchten dort ohne Erbarmen
  Freiheit, die nackende, die arme,
  Und hetzen sie . . . Es fielen hier
  Der Söldner ungezählte Schaaren.
  Und Thränen? Blut? Fürwahr genug,
  Vollauf zu sättigen alle Zaren . . .
  Sie zu ertränken sammt der Brut
  In Witwenthränen . . . Der Jungfraunthränen,
  Geweint in stiller Nächte Sehnen,
  Der heißen Mutterthränen Pein,
  Der alten, blutigen Vaterzähren
  Ergoß kein Strom sich, nein, — ach nein,
  Ein Meer, ein feurig Meer! . . . O Ehre
  Den Hunden wie der Treiberschaar
  Und unserm Väterchen, dem Zar!

Ehre!
  Euch auch Ehre, blaue Berge,
    Gletscher unermessen,
  Ehre Euch, Ihr großen Helden,
    Nicht von Gott vergessen!
  Kämpft nur, kämpfet und Ihr werdet
    Sieger des Gefechtes,
  Euch hilft Gott, die Kraft, die Freiheit
    Und die Macht des Rechtes!

„Dein Haus*), Dein Brot, ist Beides Dein,
Sind nicht erbeten, nicht verliehen

*) „sakla“, „tschurek“, zwei Worte aus der kaukasischen Mundart, die der Dichter beibehalten hat, ohne sie zu übersetzen.

Und Keiner nimmts, als wär es sein,
Es läßt Dich Niemand Ketten ziehen.
Bei uns — denn schriftgelehrt sind wir —,
Da kennt man jede Bibelstelle,
Nackt sind wir und in Goldes Zier
Wohl von der tiefsten Kerkerzelle
Hinauf bis zu des Thrones Schwelle!
Kommt nur zu uns! Da lernt, bei Gott,
Ihr bald, wie theuer Salz und Brot.
Wir haben Schulen und Kapelle,
Jedwede Tugend bei uns thront,
Wir Christen sitzen an der Quelle,
Gott selbst bei uns zur Miethe wohnt!
Nur Eines schmerzt uns: daß Ihr nicht
Euch Eure Hütte müßt erbetteln;
Daß wir Euch 's Brot nicht ins Gesicht
Wie einem Hund hinwerfen können;
Daß Ihr uns für der Sonne Strahlen
Noch keine Steuern müßt bezahlen;
Sonst nichts! Wir sind mit Wenigem satt!
Denn seht, wir sind ja keine Heiden,
Nein, echte Christen und bescheiden.
Doch wollt Ihr brüderlich, anstatt
Zu trotzen, Euch mit uns verbinden,
Ihr würdet gute Lehrer finden.
Und unsre Länder ohne Zahl:
Sibiriens Welt genügt zumal!
Und Kerker, Völker, unbeirrt
Vom Moldauer bis zu dem Finen
Hälts Maul man, lebt mit allen Sinnen
Froh in den Tag hinein! . . . Es wird
Bei uns die Heilige Schrift gelesen
Und Mönche lehren, daß gewesen
Dereinst ein König Schweinehirt,
Der seinem Freund, den er erschlagen,
Die Frau nahm und jetzt mit Behagen
Im Himmel sitzt. Da seht Ihr gleich,
Wer bei uns kommt ins Himmelreich!
Ihr seid noch blind, nicht aufgeklärt
Durchs Heilige Kreuz; bei uns man lehrt:
    Gieb nur und schind,
    Dann kommst geschwind
Ins Paradies sammt Frau und Kind!
Mit Wissen können wir uns spreizen!
Wir zählen Sterne, säen Weizen,
Den Franzmann schmähn wir und im Spiel

Verschachern wir der Seelen viel,
Nicht Schwarze aus dem Negerland,
Zwar Christen, doch von niederm Stand.
Nein, Spanier sind wir nicht, wir kaufen
Nicht wie 'ne jüdische Kreatur
Gestohlen Gut. Wir handeln nur
Nach dem Gesetze . . .

Sagt, liebt Euren Nächsten
Ihr nach des Apostels Worten?
Heuchler, Lügner, die vom Höchsten
Ihr verdammt seid worden!
Nur die Haut an Eurem Bruder
Liebt Ihr, nicht die Seele,
Schindet sie, damit der Tochter
Nicht das Pelzwerk fehle,
Eurem Bastard nicht die Mitgift
Schuh' nicht Eurem Weibe,
Auch nicht Das, was ihr geheim bleibt,
Eurem eignen Leibe!

Wem zum Heil wardst Du gekreuzigt,
Jesus Christ, Sohn Gottes?
Für uns Gute, für die Wahrheit?
Oder daß voll Spottes
Wir Dich höhnen, wir Dich schmähen?
Denn so ists geschehen!
Kapellen, Kirchen, Bilder, Priester
Und Alles weihrauchdufterfüllt,
Verbeugungen vor Deinem Bild
Und unaufhörlich Bittgeflüster
Um . . . Diebstahl, Krieg und Mord und Blut;
Nach Bruderblut sie heimlich schreien,
Zum Dank sie dann ein Bild Dir weihen,
Gestohlen in des Brandes Gluth . . .

„Wir sind aufgeklärt und wollen
Andre auch belehren,
Zu der Wahrheit Licht Euch blinde
Kinder noch bekehren.
Alles zeigen wir, doch lasset
Euch von uns nur führen:
[illegible]
Fesseln sind zu schnüren;

Wie zu tragen sie, zu flechten
Schwere, knotige Knuten . . .
Alles lehren wir, wenn Eure
Berge wir bekommen,
Euer Letztes, denn schon sind Euch
Meer und Thal genommen!" *)

In den Tod man Dich hetzte, Jakow**), mein Lieber!
Doch nicht für Ukraina Dein Blut ist geflossen:
Ihr Henker, er heischte Dein edeles Blut,
Du trankest — ein Opfer der Zarenwuth —
Den russischen Giftbecher unverdrossen . . .
Dein denk ich ewig, des theuren Genossen!
O weile bei uns als lebendiger Geist,
Wach ob den Kurhanen, zerwühlt und verwaist,
Durchzieh mit den Brüdern die weiten Bajraken,
Wein' Ströme von Thränen mit Deinen Kosaken,
Bis Du aus der Haft willkommen mich heißt!

Doch bis dahin will die Lieder,
Die das Herz mir brechen,
Still ich sän, auf daß sie wachsen,
Mit dem Winde sprechen . . .
Und der Wind aus der Ukraina
Wird zu Deinen Füßen
Mit dem Thau sie tragen, Bruder;
Du wirst sie begrüßen,
Liebend Dich in sie versenken,
Sie mit Thränen tränken
Und der Berge, Steppen, Gräber,
Wie auch mein, gedenken.

Taras Schewtschenko.

---

*) Rußland besetzte zuerst das Meer und die Thäler des Kaukasus.

**) Graf Jakow de Balmen, ein ukrainisirter Franzose und Freund des Dichters, den die russische Regirung wegen seines Freisinnes dadurch maßregelte, daß sie ihn der kaukasischen Armee als gemeinen Soldaten einreihte; er fiel denn auch im Kampf gegen die Tscherkessen.



Anglo-Deutsche Freundschaft.

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Harden, Sie wissen, daß ich weit davon entfernt bin, die deutsch-englischen Beziehungen nach gelegentlichen, für den Zweck geformten Reden zu bewerthen. Es würde der Mühe lohnen, die während der letzten Jahre gehaltenen überschwänglichen, Freundschaft und Frieden preisenden rhetorischen Leistungen von beiden Seiten der Nordsee, seien sie aus souverainem, verantwortlichem oder unverantwortlichem Munde, zusammenzustellen. So sehr sie geeignet sein mögen, den sentimentalen Zeitungleser zu entzücken und ihn in dem Glauben an eine nicht zu trübende Sphäre der Harmonie zu bestärken: für den vorurtheilfreien Beobachter ist es eine nüchterne Gewißheit, daß die Worte keine Thaten zeugten, daß die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England sich, trotz den bestehenden und sich ständig steigernden wechselseitigen hochwerthigen wirthschaftlichen Interessen, nicht gebessert haben. Dem frohen Aufjauchzen folgte stets eine tiefe Verstimmung. Und so ist es wiederum heute. Die Begleiterscheinungen der leidigen Marokko-Sache haben in Deutschland eine ungewöhnlich starke antienglische Strömung bewirkt. Wie weit die Veranlassung innerhalb der gegebenen europäischen Konstellation vorausgesehen oder umgangen werden konnte, bleibe dahingestellt. Spätere Zeiten werden hierüber sachlicher und ruhiger urtheilen, als es die über die Vorgänge hinter der Szene unzulänglich informirte Gegenwart vermag.

Ein im Zusammenhang mit Marokko besonders gepflegtes deutsches Argument gipfelte in dem Wunsch nach Vergrößerung des Kolonialbesitzes. Das wäre, als Erweiterung wirthschaftlicher Machtfülle, gewiß ein erstrebenswerthes Ziel. Doch wie liegen die thatsächlichen Verhältnisse? Als Deutschland vor mehr denn drei Jahrzehnten in die Reihen der Kolonialmächte eintrat, war die Welt, so weit sie begehrenswerth schien, längst aufgetheilt. Von Dem, was wir erwerben konnten, wurde eins der aussichtreichsten Gebiete mit England gegen Helgoland ausgetauscht. Der deutsche Kolonialbesitz hat sich, trotz hinlänglicher Entwickelungszeit, bisher noch nicht zu einem wirthschaftlichen Aktivum des Reiches umgewandelt. Das ließe sich leicht, zu geringer Freude der Steuerzahler, zahlenmäßig erweisen. Ob die Einverleibung des Susgebietes die Bilanz des Kolonialbesitzes aktiver gestaltet hätte: ich bezweifle es; was der Kongozipfel der Allgemeinheit einbringen wird: die Zukunft wird es lehren.

Aber bedarf Deutschland überhaupt unbedingt und um jeden Preis territorialen Zuwachses? Es giebt für die weitere wirthschaftliche Erstarkung des Reiches, für die Schaffung neuer und aufnahmefähiger Absatzgebiete, für ein Bethätigungfeld deutschen Kapitals und deutscher Energie auch noch näherliegende und den realen Verhältnissen besser angepaßte Möglichkeiten. Ich denke da an den deutschen

Kaufmann im Ausland, der aus eigener Kraft in emsig zäher Arbeit heimischen Waaren einen Markt erschlossen und ausgebaut hat. Der Werth dieser Kulturpioniere ist für die wirthschaftliche Prosperität des Reiches nicht hoch genug genug zu veranschlagen. Seine Erfolge kommen dem Mutterland unmittelbar zu Gut; ihm sein Deutschthum wahren helfen, ihn fördern, ihm für freie wirthschaftliche Bethätigung Entwicklungmöglichkeiten schaffen: Das heißt, dem Reich nützen. Die Erhaltung der offenen Thüren sollte die Hauptaufgabe unserer auswärtigen Politik bilden. Ein Heer und eine Flotte, wie sie Deutschland unter großen materiellen Opfern aufrecht erhält, hat, bei klaren politischen Dispositionen, eine so überzeugende Kraft, daß es nicht schwer sein kann, die offenen Thüren zu sichern. Zur Bewachung geschlossener Pforten würden zehn Stadtsoldaten genügen.

Wie stellt sich nun England zu dieser uns so vitalen Frage? Man mag aus Ueberzeugung oder Unkenntniß die Engländer lieben oder verabscheuen, ihre Politik weitsichtig und klug oder perfid nennen: die offene Thür gewähren sie uns im Mutterland, in den Kolonien, in ihren Einflußgebieten, wie kein anderer Kulturstaat, im weitherzigsten Sinn. Welche Werthe ziehen die deutschen Banken, der Handel und die Industrie aus den Gebieten, wo englische Macht und englischer Einfluß herrscht! Man befrage den deutschen Kaufmann in England, Indien, Südafrika, Egypten, wo immer man wolle; überall wird man hören, was das englische liberale Wirthschaftsystem uns in klingender Münze bedeutet. Wie viele Gebiete der Erde hat erst England durch seine politische Machtentfaltung wirthschaftlich erschlossen und dann auch den seinen Spuren ohne Fährniß folgenden deutschen Erzeugnissen neidlos einen ungehinderten Markt gegönnt!

Und dennoch ist „Antienglisch“, in Folge einer politischen Situation, die auch in Deutschland kaum irgendwo Freude erregt hat, jetzt wieder Trumpf. Besonders heftig geberden sich die Leute, die mit englischer Politik und Wesensart wenig vertraut sind und den großen, weltbewegenden Fragen des Erwerbslebens fern stehen.

Doch ich kehre zu dieses Schreibens Ausgangspunkt zurück. Zum Reden. Da habe ich denn doch zu Beginn dieses Monats hier Ansprachen gehört, die eindrucksvoll waren. Die Anglo-German Friendship Society (sie ist kein Eitelkeitunternehmen), der man nach Zusammensetzung und Arbeitfreudigkeit in Deutschland leider bisher nichts Gleichwerthiges gegenüberstellen kann, hatte, unter dem Vorsitz des Lord Mayor, im Mansion House eine Sitzung. Da sah man Männer, die nach ihrer politischen und wirthschaftlichen Stellung zu den Besten, den Allerersten gehören. Das war keine hypocrisy; mit Worten, die aus scharfem Verstand kamen, wurde eine Verständigung von dauerndem Werth zwischen England und Deutschland empfohlen und auf die großen gemeinsamen Interessen hingewiesen. Und damit den Worten auch Thaten folgen, beschloß man, für das Jahr 1913 eine Deutsch-Englische Ausstellung in London vorzubereiten. Wie diese Führer

der Nation, so empfinden hier auch ganze Volksschichten. Die verantwortlichen Leiter beider Regierungen müßten eine Formel der Verständigung ehrlich suchen. Diese Formel wäre, glaube ich, aus dem nahen Osten zu beziehen, wo England politische und wirthschaftliche Interessen seit mehr denn einem Jahrhundert planmäßig vertritt und wo sich seit mehr denn einem Jahrzehnt deutscher Unternehmungsgeist neue Ziele steckte. Für diese Bestrebungen muß eine Formel zu gedeihlicher Zusammenarbeit auf mittlerer Linie zu finden sein. Die Stunde scheint mir günstig. In besonderer Hochachtung bin ich Ihnen ergeben

London. Rudolf Said-Ruete.

Orientalia.

Das größte Reich der Erde soll auf die Vernunft, also, nach Hegels Witzwort, auf den Kopf gestellt werden. „China muß alle zehn Jahre seine Revolution haben", hatte der Organisator des Zollwesens, Sir Robert Hart, kurze Zeit vor seinem Tode gesagt. Bald danach schlug die Flamme aus dem Dach. Vierhundert Millionen Chinesen wollen den Fremdkörper der Mandschus mit Gewalt beseitigen. Wird der Drachenthron ins Wanken gerathen, das Kaiserreich zur Republik werden? Das europäische Kapital läßt sich durch diese Frage nicht lähmen. Ist solche Zuversicht berechtigt? Fremdes Geld hat im Reich der Mitte ja ein ausgedehntes Indigenat erlangt. Die Mandschus haben dem Schilling, Franc, Dollar, Rubel und der Mark die Grenzen geöffnet; unter ihrer Herrschaft sind die Emporien des Reiches zu Blüthe und Ansehen gelangt. Der Chinese liebt die Fremden nicht. Er sieht in der Politik der Mandschus also nicht den Nutzen, sondern nur die Sünde gegen den Geist der „Großen Mauer". Aber die Fremden sind einmal da und haben die wichtigsten Außenposten besetzt: Tientsin, Hongkong, Tonking, die Mandschurei. Sie knabbern an den besten Kuchenstücken; da, wo die größten Rosinen sitzen. Shanghai, der wichtigste Handelsplatz des Landes, ist eine Domäne des fremden Kaufmanns. Nur im Inneren, im Bezirk des kupfernen Käsch, lebt der Zopfträger noch ungestört in den primitiven Formen des Handels. Und es gab eine Zeit, wo das Volk kein höheres Sehnen kannte als das, vom „Segen" der europäischen Kultur gänzlich verschont zu bleiben. Jetzt solls Reformen regnen; eine Verfassung und Handelsverträge sind in Sicht.

Als vor fünfzig Jahren die Taiping-Revolution wüthete, begann die Herrschaft der Fremden über die Küste. England und Frankreich kamen der Dynastie zu Hilfe und sorgten für die Wiederherstellung der Ruhe. Das Deutsche Reich und Rußland folgten erst später. Nur die Vereinigten Staaten haben sich vor Landerwerbungen schlau gehütet. Ihnen liegt mehr an „friedlichem" Durchdringen der Materie, an langsamer, aber nachhaltiger Sättigung des Wirthschaftkörpers mit Dollar und Eagle. Der Yankee möchte der Hauptbankier Chinas wer-

den. Beim Abschluß der Kanton=Hankau=Eisenbahnanleihe schlug die Union Lärm und bestritt dem internationalen Syndikat das Recht, dieses Geschäft allein zu machen; wie sie es zuvor dem Deutschen Reich bestritten hatte. Erst der Einspruch der Yankees brachte die anderen Nationen auf die Beine und man einigte sich konsortialiter. So gings bei den meisten Chinesenanleihen. An der berliner Börse werden sechs notirt; die jüngste ist die fünfprozentige Hukuang=Eisenbahnanleihe vom Jahr 1911. Die Gesammtsumme der in Deutschland liegenden chinesischen Staatspapiere wird zwischen 400 und 500 Millionen Mark schwanken. Die Unruhen haben den Kurs nur um ein paar Prozent herabgedrückt und der Zinscoupon ist nicht gefährdet, so lange die Einnahmen, die ihm verpfändet sind, zur Tilgung ausreichen. Vor Allem kommt es auf die Seezölle an, deren hoher Ertrag der außerordentlichen Leistung Roberts Hart zu danken ist. Für manche Eisenbahnanleihen haften die Betriebseinnahmen oder, wenns noch keine giebt, die Regirung und ein Theil der Likinzölle, die im Binnenverkehr erhoben werden. Die Staatsgarantie ist jetzt ein Bischen entwerthet; wer wird denn morgen den Staat repräsentiren? Zwar wollen die Rebellen alle Pflichten gegen das Ausland erfüllen und nur die nach dem Ausbruch der Revolution aufgenommenen Anleihen nicht anerkennen. Bombensicher ists aber nicht. Die pekinger Regirung ließ sich im Oktober von einem franko=belgischen Konsortium eine sechsprozentige Anleihe bewilligen, für deren Betrag (150 Millionen Francs) nur ein „Staatsedikt" haftet. Weder Rußland noch Japan wollte pumpen. Der Russisch=Asiatischen Bank sollten die Zolleinnahmen der Nordmandschurei bürgen; sie verzichtete aber, als aus Petersburg vor dem Geschäft gewarnt worden war. Und die Yokohama Specie Bank schob die Pfänder sogleich zurück. Die offiziellen Bankiers des Reiches, England, Amerika, Deutschland, Frankreich, sehen in dem jüngsten Geldgeschäft ihres Schuldners eine Kürzung älterer Rechte und Garantien. In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Was sollten die Mandarinen anfangen, wenn ihnen das Geld knapp wurde? Schon war der Befehl ergangen, dem Papiergeld „Zwangskurs" zu verleihen. Das wäre der Anfang der Assignatenherrschaft gewesen; und der chinesische „Geldzettel" ist nicht besser als einer aus der Zeit der Großen Revolution.

China hat heute einen ansehnlichen Außenhandel und am Netz der Eisenbahnen wurde fleißig gestrickt. Mineralschätze kamen ans Licht und das Geschäft nahm Formen an, die dem fremden Kaufmann die Möglichkeit eines geregelten Verkehrs zeigten. Eine gründliche Handelsstatistik giebt es nicht; man kann also die Betheiligung Deutschlands am chinesischen Außenhandel nur schätzen. Für das Jahr 1910 wird eine Werthsumme von 160 Millionen Mark genannt. Der Gesammthandel soll 2100 Millionen umfassen. Für das ungeheure Reich ists blutwenig; aber die moderne Entwickelung hat ja erst vorgestern begonnen und die Chinesische Mauer steht noch. Wichtig ist der Handel des Yangtsethales, das den Herd der Revolution einschließt. Nach

Shanghai und Tientsin ist Hankau das wichtigste Handelscentrum; und die deutsche Niederlassung hat sich in der Yangtsestadt gegen das britische Uebergewicht zu behaupten vermocht. Der „verderbliche“ Geist der Neuerer errang den größten Sieg, als er dem Drachenreich Eisenbahnen gab. Kaum ist ein Menschenalter vergangen, seit der erste Schienenstrang gelegt wurde: und heute spannt sich über chinesischer Erde ein stählernes Netz von 9000 Kilometer Länge. Der Staat hat 7000 Kilometer unter seiner Kontrole; der Rest gehört chinesischen und fremden Privatbahnunternehmern. Früher als anderswo wurde die Wichtigkeit des Stahlstranges als eines Machtmittels erkannt. Deshalb begann die Verstaatlichung der Bahnen, ehe das Privatkapital die Vorherrschaft an sich gerissen hatte. Nur die Eisenbahnen der Mandschurei sind dem Arm der Pekinger entzogen: im Norden regirt Rußland, im Süden Japan über die Schienenstränge. Deutsche Unternehmer hatten die erste Bahn in China gebaut. Und die deutsche Schantungbahn ist jetzt die größte Privatbahngesellschaft im Reich der Mitte. Das kann für Eisenbahnanleihen stets Geld aus Europa haben.

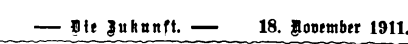
Daß China sich der modernen Wirthschaft auf die Dauer je wieder verschließen könne, ist nicht anzunehmen. Eher, daß die Yankees, weil sie den Chinesen kein Land abgezwackt haben, die Konkurrenz schlagen. Doch die europäische Finanz hat zuverlässige Vorposten. Die in China arbeitenden Banken haben dem eingeborenen Kaufmann Achtung abgewonnen. Die Deutsch-Asiatische Bank hat einen Sitz auf chinesischem Boden. An mancher Kasse ists in den schlimmsten Stunden des Aufruhrs nicht gerade ruhig zugegangen. Doch Keiner, der sein Geld kündigte, hatte zu warten. Was verlangt wurde, kam schnell aufs Zahlbrett. Das Ansehen der fremden Banken wird durch ihr Recht zur Notenausgabe erhöht. Das ist, in der Wirrniß des chinesischen Geldwesens, ein bedeutsames Privileg; die Noten der europäischen Institute sind natürlich viel „besser“ als die Geldscheine der chinesischen Banken, für die es keine Deckung (im europäischen Sinn des Wortes) giebt. Die internationale Finanz sollte der Regirung die Mittel zu einer Währungreform liefern. Im April 1911 war der Vertrag über die berühmte „Währunganleihe“ (200 Millionen Mark) abgeschlossen worden. Die Silberwährung sollte eingeführt, die Notenausgabe bei der Staatsbank centralisirt werden. China hat keine geregelte Valuta, weil ihm die Münze mit legalem Werth fehlt. In den Provinzen regirt das kupferne Käschstück, das eben so zur Valutaspekulation dient wie der silberne Tael. Jede Provinz prägt ihr eigenes Geld, das draußen dann mit Agio oder Disagio verhandelt wird. Auch die Silbermenge, die als Tael gilt, ist in den einzelnen Landestheilen verschieden. Nun stelle man sich vor, welches Maß kombinatorischer Fähigkeit zu einfachen Geldberechnungen gehört, wenn zu den vielfachen Landesbräuchen noch das Schwanken der Metallpreise auf dem Weltmarkt kommt. Kupfer und Silber schwanken immer im Preis; und diese Unruhe wirkt auf den Werth des chinesischen Geldes. Unter solchen Un-

bequemlichkeiten muß der Handel leiden. Hätte China eine gesicherte Silberwährung, so ließe sich ein festes Werthverhältniß zum Ausland herstellen. Heute wird der fremde Exporteur beim Absetzen seiner Waare nach chinesischer Methode behandelt, während er die Kosten der Herstellung nach der Währung seines Landes zu bezahlen hat. Der Verkäufer chinesischer Produkte hat in Europa freilich den Vortheil der besseren Valuta. Die Regirung war mehr als einmal zu einer Reform bereit, stieß aber auf den Widerstand der Mandarinen, die aus dem Tohuwabohu Gold fischten. Im Sommer sollte endlich Etwas geschehen: da kam der Aufstand. Die europäischen Kontrahenten haben den Anleihevertrag noch nicht gekündigt; Geld aber werden sie erst geben, wenn wieder Ruhe herrscht. Die wichtigste Frage ist jetzt, ob das neue Regime sich fähig zeigen wird, dem Geld und der Intelligenz Europas, die sich dem Chinesenreich verbündet haben, etwas Besseres zu bieten als uneinlösbare Wechsel.

Auch über dem näheren Osten lagert noch Dunkel. Man weiß nicht, wie die Türkei über den Krieg hinwegkommen wird. Tripolitanien und die Kyrenaika sind italienische Sorgen. Aber der Handel im Osmanischen Reich und die Lage der Staatsfinanzen: darum haben die Türken und deren Geschäftsfreunde sich zu bekümmern. Die Boykottirung italienischer Waaren und der hundertprozentige Zoll schaden nicht nur den Italienern; auch fremde Handelshäuser, die sich durch italienische Agenten vertreten lassen, sind von der Kriegsfurie bedroht. Die inländischen Firmen leiden darunter, daß die Umlaufsmittel aus dem Verkehr gezogen werden. Da der Umsatz der Waaren stockt, muß man Kredit suchen, um liquide zu bleiben. Das gelingt nur Wenigen; und in den Berichten aus Konstantinopel wird über die bedrängte Lage vieler Handelshäuser geklagt. Im Außenhandel der Türkei steht Deutschland an sechster Stelle. An der Spitze marschiren die Engländer; ihnen folgen Franzosen, Oesterreicher und Italiener. Der türkische Etat hat noch immer eine Unterbilanz, die den Ausgleich durch Anleihen nöthig macht. Direkte und indirekte Steuern bringen der Staatskasse nicht viel, wenn das Volk darbt oder vom Sparpfennig lebt. Der fremde Gläubiger hat ein berechtigtes Interesse am Wohlstand des Schuldnerstaates, selbst wenn ihm für die Sicherheit der Coupons eine so bewährte Institution wie die Dette Publique Ottomane bürgt. Und die Anleihen der Türkei stehen nicht mehr unter der Kontrole der europäischen Staatsschuldenverwaltung. Was durch das Muharrem-Dekret geschaffen wurde, wird man mit allen Kräften zu erhalten suchen. Fraglich ist aber, wie lange die Türkei auch einen billigen Krieg aushalten kann. Die Börse hat sich mit Tripolis so schnell wie mit China abgefunden. Nachdem alle Chancen und Gefahren erwogen und die Kurse der Staatspapiere den Ereignissen angepaßt worden waren, wandte die Aufmerksamkeit der Börsenmacher sich wieder wichtigeren Dingen zu. Politik: Das taugt für die reifere Jugend. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*



Bilanz am 30. Juni 1911.

Aktiva.	M	₰	Passiva.	M	₰
Grundstücke	188 957	51	Vorzugs-Aktien	1 487 000	—
Gebäude	857 456	10	Stamm-Aktien	13 000	—
Arbeiter-Wohnhäuser	169 281	93	4½ % Anleihe vom Jahre 1899	392 500	—
Anschluß-u. Werkstätten-Gleise	157 371	87	4½ % Anleihe-Tilg. (rückständ.		
Licht-, Heiz- u. Wasserleit.-Anl.	104 808	20	Oblig.)	1 000	—
Kraftanlage	120 843	60	4½ % Schuldver. v. Jahre 1907	871 000	—
Werkzeugmaschinen	133 519	10	Anleihe-Zinsen (rückst. Zinsen)	2 958	75
Inventar	1	—	Schuldverschr.-Zs. (rückst. Zs.)	10 248	75
Werkzeuge	1	—	Hypoth. auf Arbeiter-Wohnh.	97 500	—
Mobilien und Utensilien	1	—	Arbeiter-Unterstützungsfonds	9 073	48
Zeichnungen und Modelle	1	—	Kreditoren	836 890	97
Pferde und Wagen	1	—	Avalwechsel	378 534	75
Material., halbf. u. fert. Waren	1 903 573	58	Delkredere-Konto	1 611	07
Kassabestand	9 505	31	Reservefonds-Konto	221 355	26
Wechselbestand abzl. Diskont	9 293	70	Spezial-Reservefonds	23 163	60
Debitoren	526 630	52	Talonsteuer-Reserve	1 500	—
Kautionen	378 534	75	Gewinn- und Verlust-Konto	212 444	54
	4 559 781	17		4 559 781	17

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Debet	M	₰	Kredit.	M	₰
Unkosten	247 652	02	Vortrag	39 026	82
Abgaben	51 340	08	Waren-Konto	759 148	02
Reparaturen	39 840	85			
Zinsen, Skonto u. Provisionen	89 812	12			
Abschreibungen	157 085	23			
Reingewinn	212 444	54			
	798 174	84		798 174	84

GOTHA, den 22. August 1911.

Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft.

Gothaer Waggonfabrik Aktiengesellschaft.

In der Generalversammlung unserer Aktionäre vom 4. November 1911 ist beschlossen worden, das Grundkapital unserer Gesellschaft auf nom. M. 2 000 000 zu erhöhen und zu diesem Zwecke nom. M. 500 000 über je M. 1000 lautende neue Vorzugsaktien auszugeben, die erstmalig an der Dividende für das Geschäftsjahr 1911/12 teilnehmen.

Nachdem der vorerwähnte Generalversammlungsbeschluss sowie seine Durchführung in das Handelsregister eingetragen worden sind, fordern wir die gegenwärtigen Aktionäre unserer Gesellschaft auf, ihr Bezugsrecht unter nachstehenden Bedingungen auszuüben:

1. Die Anmeldung zum Bezuge findet innerhalb der Ausschlussfrist vom 13. bis 27. November 1911 in **Gotha** bei der **Bank für Thüringen vorm. B. M. Strupp Aktiengesellschaft, Filiale Gotha,** bei der **Direktion der Privatbank zu Gotha,** in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie,** bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,** bei der **Mitteldeutschen Creditbank,** bei der **Nationalbank für Deutschland,** bei dem **Bankhaus Abraham Schlesinger,** in **Breslau** bei der **Breslauer Disconto-Bank,** in **Erfurt** bei der **Privatbank zu Gotha, Filiale Gotha,** in **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,** in **Meiningen** bei der **Bank für Thüringen vorm. B. M. Strupp Aktiengesellschaft,** in **München** bei der **Bank für Handel und Industrie, Filiale München,** in **Weimar** bei der **Bank für Thüringen vorm B. M. Strupp Akt engesellschaft, Filiale Weimar,** bei der **Privatbank zu Gotha, Filiale Weimar**

2. Der Besitz von nom. M. 3000 Stammaktien oder Vorzugsaktien berechtigt zum Bezug einer neuen Vorzugsaktie im Nennwert von M. 1000 zum Kurse von 130 % zuzüglich 4 % Zinsen vom 1. Juli 1911 und Aktienstempel.

3. Bei der Anmeldung haben die Aktionäre ihre Aktien, **auf die sie das** Bezugsrecht ausüben wollen, der Anmeldestelle unter Beifügung eines Nummernverzeichnisses zu übergeben. **Die Aktien, auf die das Bezugsrecht ausgeübt ist,** werden abgestempelt und zurückgegeben.

4. Zugleich mit der Anmeldung zum Bezug **ist der Nennwert der Aktien** zuzüglich des Aufgeldes und 4 % Stückzinsen vom 1. Juli 1911 ab bis zum Zahlungstage nebst den Kosten des Aktienstempels voll zu erlegen. Ueber die geleisteten Zahlungen werden Kassenquittungen ausgegeben, gegen deren Rückgabe nach vorheriger Bekanntmachung die Ausgabe der neuen Aktien mit Gewinnanteil und Erneuerungsscheinen bei derjenigen Stelle, von der die Kassenquittung ausgestellt **ist, erfolgen wird.**

5. Der Schlußnotenstempel fällt den ihr Bezugsrecht ausübenden Aktionären zur Last.

Formulare zu den Nummernverzeichnissen **können bei den Anmeldestellen** kostenfrei in Empfang genommen werden.

Gotha, den 6. November 1911.

Gothaer Waggonfabrik Akt.-Ges.

A. Kandt.

Preussische Pfandbrief-Bank.

Aufsicht der Königlich Preussischen Staatsregierung.

In Gemässheit des veröffentlichten Börsen-Prospekts sollen auf Grund staatlichen Privilegs

M. 10 000 000,— 4% Kommunal-Obligationen — mündelsicher — Em. X,

nicht rückzahlbar vor 1 Januar 1921, von der Bank verausgabt werden. Die Stücke tragen April—Oktober-Zinsscheine und sind in den üblichen Abschnitten ausgefertigt.

Die Deckung der Obligationen besteht in Darlehen, welche die Bank an preussische Körperschaften des öffentlichen Rechtes, wie Kreise, Stadtgemeinden, Landgemeinden, Kirchengemeinden etc. oder an Dritte gegen Garantie einer solchen Körperschaft gewährt hat. Die Sicherheit der Obligationen wird somit durch das Vermögen und die Steuerkraft dieser Körperschaften gewährleistet, und ausserdem durch das Vermögen der Bank.

Die Kommunal-Obligationen sind gesetzlich mündelsicher. Sie können für Sparkassen, Stiftungen, Versicherungsgesellschaften und in allen sonstigen Fällen Verwendung finden, in denen eine mündelsichere Anlage vorgeschrieben ist.

Sie sind bei der Reichsbank in Klasse I und ausserdem bei verschiedenen Staatsinstituten lombardfähig. Sie dürfen als Heiratskautionen für Offiziere und als Lieferungskautionen bei den Staatsverwaltungen der Mehrzahl der Deutschen Bundesstaaten, den Verwaltungen einer Reihe Preussischer Provinzen und den Kassen der grösseren deutschen Städte verwendet werden.

Die Kommunal-Obligationen sind an der Berliner Börse zum Kurse von 101% eingeführt. Eine Subskription findet nicht statt. Die gesamte Emission wird hiermit zum freihändigen Verkauf gestellt, so dass Stücke von der Bank selbst und an allen deutschen Plätzen durch Vermittlung der Banken und Bankfirmen bezogen werden können.

Berlin, im November 1911.

Preussische Pfandbrief-Bank

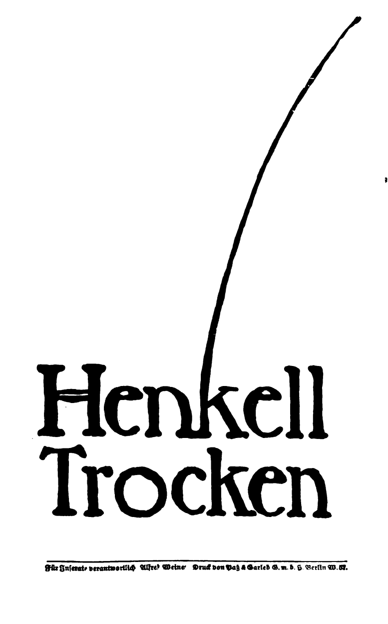
Dannenbaum. Gortan. Zimmermann.

Berliner Elektricitäts-Werke.

Bilanz per 30. Juni 1911.

Aktiven.		M.	₰
Kassa		23 714	93
Effekten und Beteiligungen		25 567 399	78
Effekten des Krankenkassen- und Pensionsfonds		400 541	87
Debitoren		4 887 766	97
Materialien und vermietete Anlagen: Bestände laut Inventur		3 102 900	87
Versicherungen: Vorausgezahlte Prämien		371 540	01
Noch in Arbeit befindliche Neuanlagen		3 856 041	69
Anlagen innerhalb des Weichbildes von Berlin		97 461 282	12
Anlagen ausserhalb des Weichbildes von Berlin		18 754 018	59
		154 425 156	83

Passiven.		M.	₰
Aktien-Kapital		64 100 000	—
Reservefonds		3 793 527	23
Beamten-Krankenkassen- und Pensionsfonds		1 081 806	94
Erneuerungsfonds		3 582 168	69
Teilschuldverschreibungen		57 472 000	—
Hypotheken		4 250 336	40
Kreditoren		6 703 795	72
Dividenden, noch nicht eingelöste		10 850	—
Teilschuldverschreibungs-Einlösungen, noch nicht eingelöste		31 216	28
Teilschuldverschreibungs-Zinsen		1 012 305	—
Rückständige Vertragsabgaben		1 550 882	26
Talonsteuer-Reserve		110 000	—
Gewinn		10 726 268	31
Verteilung des Gewinnes:			
Gesetzlicher Reservefonds	M. 529 818,88		
4½ % Dividende auf M. 20 Millionen Vorzugsaktien	„ 900 000,—		
12 % Dividende auf M. 44,1 Millionen Stammaktien	„ 5 292 000,—		
Gewinnanteil der Stadt Berlin	„ 3 485 029,35		
Tantieme des Aufsichtsrats	„ 200 876,47		
Gratifikationen für Beamte, Dotierung der Krankenkasse und des Pensionsfonds sowie für Wohlfahrts-Einrichtungen	„ 200 000,—		
Vortrag auf neue Rechnung	„ 118 543,61		
	M. 10 726 268,31	154 425 156	83



Für Inserate verantwortlich Alfred Weiner Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.